

refroy Hitchcock

Alfred Hitchcock

Die drei ???
und die
Perlenvögel

Erzählt von M. V. Carey
nach einer Idee von Robert Arthur



Franckh'sche Verlagshandlung
Stuttgart

Aus dem Amerikanischen übertragen von Leonore Puschert
Titel der Originalausgabe: »The Three Investigators in The Mystery of the
Two-Toed Pigeon«
(Random House, Inc., New York / 1984, ISBN 0-394-85976-6)
© 1984, Random House, Inc. Based on characters created by Robert Arthur.
This translation published by arrangement with Random House, Inc.

Schutzumschlag von Aiga Rasch

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Carey, M. V.:

Die drei ??? [Fragezeichen] und die Perlenvögel /
Alfred Hitchcock. Erzählt von M. V. Carey nach
e. Idee von Robert Arthur. (Aus d. Amerikan.
übertr. von Leonore Puschert]. – Stuttgart :
Franckh, 1986.

Einheitssacht.: The three investigators in the
mystery of the two-toed pigeon <dt.>
ISBN 3-440-05648-1

NE: Hitchcock, Alfred [Angeb. Verf.]

Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart / 1986
Alle Rechte an der deutschen Übersetzung, insbesondere das Recht der
Vervielfältigung und Verbreitung, vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 1986, Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart
ISBN 3-440-05648-1 / L 18sl H vk

Printed in Czechoslovakia / Imprimé en Tchécoslovaquie

Satz: Fotosatz Stephan, Stuttgart

Gesamtherstellung durch Artia, Prag

Die drei ??? und die Perlenvögel

Alfred Hitchcock hat das Wort	7
Der Mann mit dem Zwinker-Tick	9
Die sangesfreudige Vogelnärrin	18
Eine Perle für Miss Melody	26
Ein Hilferuf	30
Gefahr im tiefen Wald	35
Ein verstohlener Schmaus	42
Showdown?	46
Besucher aus dem Fernen Osten	56
Der mysteriöse Mr. Frisbee	62
Der Taubenmörder ist entlarvt	70
Kyotos Geheimnis	77
Justus schmiedet einen Plan	87
Gewagte Tauschaktion	92
Spannung bis zum Ende	100
Alfred Hitchcock hat ein Problem	105

Alfred Hitchcock hat das Wort

Eines muß ich meinen drei jungen Freunden vorhalten: Durch Zufall werden sie bestimmt nicht immer wieder in Abenteuer verwickelt – zumindest nicht *nur* durch Zufall. Gewiß, der Fall, um den es in diesem Buch geht, begann mit einer eigenartigen, unverhofften Begegnung. Doch wären die Jungen eben nicht »Die drei ???«, so hätten sie es dabei bewenden lassen und die ganze Sache bald wieder vergessen.

Das taten sie allerdings nicht. Sie witterten ein Geheimnis und ließen nicht mehr davon ab, nach des Rätsels Lösung zu forschen. Hartnäckig verfolgten sie verdächtige Spuren, auch wenn es dabei galt, sich in Gefahr zu begeben. So sind die drei nun einmal: Justus Jonas, Peter Shaw und Bob Andrews aus Rocky Beach in Südkalifornien.

Für neue Leser: Justus ist der Anführer des Trios, nicht sehr groß, dafür ein wenig rundlich – und begabt mit einem fabelhaften Gedächtnis, dem Talent zu rascher Schlußfolgerung und einer außergewöhnlichen Beobachtungsgabe. Diese geistige Ausstattung und eine eiserne Entschlossenheit, den Dingen auf den Grund zu gehen, machen ihn zu einem hervorragenden Detektiv.

Gut, es mag Leute geben, die auch Fehler an Justus finden. Doch eingebildet ist er eigentlich nicht. Er wirkt lediglich recht selbstsicher. Und dazu hat er allen Grund. Wenn er sich im Recht fühlt, so ist er es normalerweise auch.

Peter Shaw, der Zweite Detektiv, ist groß und schlank, ein geborener Sportsmann mit Spaß an Baseball, Schwimmen und Radfahren. Er ist sehr tierlieb, hat viel Humor und ist weitaus bescheidener als Justus. Und vorsichtiger! Er hält nicht viel davon, Risiken einzugehen, nur sieht er sich, wie ihr merken werdet, des öfteren dazu gezwungen.

Bob Andrews, der dritte im Bunde, verwaltet das Archiv und ist für Recherchen zuständig. Er ist intelligent und fleißig und

ein wenig schüchtern. In einem Notizbuch, das er fast immer bei sich hat, hält er in selbsterfundener Kurzschrift fest, was er beobachtet und hört. Aus ihm wird wohl eines Tages ein Presseemann werden.

Nun sollt ihr in dieser Geschichte die Bekanntschaft so mancher ungewöhnlicher Zeitgenossen machen. Wartet es nur ab!

Alfred Hitchcock

Der Mann mit dem Zwinker-Tick

»Ich wäre dafür, daß wir uns einen Hamburger genehmigen«, rief Peter Shaw den beiden anderen Jungen über die Schulter zu.

Die Sommerferien hatten gerade begonnen. Justus, Bob und Peter hatten fast den ganzen Tag an ihrem bevorzugten Badestrand zugebracht. Nun radelten sie auf der Küstenstraße nach Rocky Beach, einer kleinen Stadt am Meer in der Nähe von Santa Monica.

Bob war sofort für einen Imbiß zu haben und trat kräftig in die Pedale, um Peter einzuholen.

Justus, der Erste Detektiv, unterzog den Vorschlag der für ihn typischen gewissenhaften Prüfung. Einerseits war er müde und erhitzt – für körperliche Anstrengung hatte er sich noch nie begeistern können, da er lieber sein Gehirn arbeiten ließ –, und die Vorstellung einer Rast in dem alten Ausflugslokal ›Seahorse‹ oben auf dem nächsten Berg konnte ihn durchaus reizen.

Andererseits war Justus ziemlich . . . schwer für seine Körpergröße. In der Schule hatte er sogar gehört, daß ihn andere Jungen schlicht »fett« genannt hatten. Und da hatte er beschlossen, in diesem Sommer etwas dagegen zu unternehmen und bis zum Schulbeginn im September mindestens fünf Pfund abzuspecken.

Während er sich die Steigung hinaufquälte, untersuchte er die Sache mit dem Hamburger näher. Es war jetzt drei Uhr, sechs Stunden nach dem Frühstück. Er war geschwommen, er war etliche Kilometer geradelt, er hatte eine beträchtliche Anzahl Kalorien verbrannt . . . Und außerdem hatte er Hunger.

»Gute Idee!« rief er den beiden vor sich zu. »Also rauf zum ›Seahorse‹.«

Jetzt am Nachmittag war das Restaurant fast leer. Die drei ???

entdeckten einen Tisch an einem Fenster mit Ausblick über die Straße. Peter streckte auf seinem Stuhl behaglich die Beine aus, und Bob nahm sich die Speisekarte vor.

Der Erste Detektiv beobachtete aufmerksam die wenigen anderen Gäste im Lokal. Das war seine Lieblingsbeschäftigung: soviel Aufschlußreiches wie möglich aus den Gesichtern, der Kleidung und dem Verhalten anderer Menschen abzuleiten.

Ein Mann fesselte sein Interesse besonders. Er war mager und ziemlich klein, wohl nicht einmal einen Meter fünfundsechzig. Er trug einen dunklen Anzug, ein weißes Hemd mit offenem Kragen und spitze schwarze Schuhe. Für seinen kleinen Wuchs hatte er überraschend große Füße. Aus der Brusttasche lugte ein Wettformular heraus; offenbar war er für Pferdewetten – vielleicht auch sonst fürs Glücksspiel – zu haben.

Der Mann saß an der Theke vor einer Tasse Kaffee, und er drehte sich immer wieder mit seinem Hocker herum und spähte beunruhigt durchs Fenster auf die Straße hinaus. Und immer wenn er das tat, streckte er die Hand aus und legte sie wie verkrampft auf die große quadratische Kiste auf dem nächsten Hocker, als wolle er sich vergewissern, daß sie noch da war. Die Kiste war mit Mull bespannt, der an den Kanten säuberlich mittels Klebeband befestigt war.

Justus drehte den Kopf ein wenig, so daß er den draußen vorüberfließenden Verkehr und gleichzeitig aus dem Augenwinkel den kleinen Mann im dunklen Anzug beobachten konnte. Mehrere Personenwagen fuhren fast geräuschlos vorbei. Sie schienen den Mann nicht zu interessieren. Dann hörte Justus Motorengeräusch, das sich lauter und dröhnender anhörte, näherkommen. Der kleine Mann sprang von seinem Hocker und stellte sich mit wachsamem, gespanntem Blick ans Fenster. Ein Wohnmobil kam in Sicht. Der Mann setzte sich wieder. Dieser Mann hielt also Ausschau nach einem schweren Fahrzeug, einem Transporter oder Lastwagen, folgerte Justus, jedoch nicht nach einem Wohnmobil.

Die Kellnerin brachte ihnen die Hamburger. Justus nahm die obere Hälfte des Brötchens ab und legte sie zur Seite. So würde er die Zufuhr von Kohlehydraten reduzieren. Rasch sah er wieder zu dem Mann im dunklen Anzug hinüber. Eine Sekunde lang trafen sich ihre Blicke.

Da geschah etwas Merkwürdiges. Der Mann zwinkerte ihm zu. Justus reagierte unwillkürlich mit einem Lächeln.

Das schien der andere als Aufforderung zu betrachten. Seine quadratische Kiste im Arm, kam er auf den Tisch der drei ??? zu.

»Na, wart ihr beim Schwimmen?« Es waren einfach einige freundliche Worte, aber die Art, wie der Mann fragte, schien ihnen eine besondere, vertrauliche Bedeutung zu verleihen. Kaum hatte er nämlich ausgesprochen, zwinkerte er schon wieder.

»Ja«, gab Peter Auskunft und grinste unbekümmert, obwohl er den Mund voll Hamburger hatte. »Oben beim Wills Beach.«

»Aha, oben beim Wills Beach«, echote der Mann. »Kein Wunder, daß ihr da hungrig seid.«

Zwinkern.

Es war gar keine besonders witzige Bemerkung gewesen. Aber die drei ??? mußten einfach lachen. Egal, was der Mann sagte, durch das Zwinkern hinterher wirkte es unweigerlich wie die Pointe eines Witzes.

Der Mann erwiderte das Lächeln der Jungen. »Darf ich mich zu euch setzen?« fragte er.

Zwinkern.

Justus rutschte näher zum Fenster hin, und der Mann setzte sich neben ihn. Die bespannte Kiste stellte er neben sich auf den Fußboden.

»Ich heiße Stan«, sagte er mit einem weiteren beschwörenden Zwinkern des rechten Auges. Die drei Jungen stellten sich ebenfalls vor: »Justus«, »Peter«, »Bob«.

»Nett, euch kennenzulernen.« Justus bekam nicht mit, ob der Mann nach diesen Worten wieder zwinkerte. Stan war nämlich

aufgesprungen und spähte angespannt auf die Straße hinaus, wo sich wieder ein schweres Fahrzeug näherte. Ein Öltankwagen war es diesmal. Stan setzte sich wieder hin.

»Stan. Kurzform von Stanley«, fuhr er dann fort. »Aber alle nennen mich Blinky. Warum, ist ja wohl klar.«

Obwohl er gleich danach wieder zwinkerte, mußten die Jungen diesmal nicht lachen. Sie hatten erkannt, daß das dauernde Zwinkern bei Stans rechtem Auge unwillkürlich vor sich ging. Er wollte damit gar nichts ausdrücken. Aber er konnte nichts dagegen tun. Es war ein nervenbedingter Tick.

Bob spürte Mitgefühl und Sympathie. Und alle drei Jungen waren von Stan noch mehr angetan, als er die Kellnerin rief und ihr einen Zehndollarschein gab.

»Meine Einladung«, sagte er.

Zwinkern.

»Ich bezahle alles zusammen, ja?«

Zwinkern.

Die Kellnerin stemmte die Hände in die Hüften und musterte ihn mit finsterem Blick. Vermutlich war sie es schon längst leid, daß Gäste sich Frechheiten herausnahmen. Dann nickte sie, nahm das Geld und ging zur Theke zurück.

Die drei Jungen bedankten sich bei Blinky. Einige Minuten lang waren keine heranbrausenden Lastwagen zu hören, und sie saßen alle ganz entspannt da. Justus hatte seinen Hamburger aufgegessen und war stolz darauf, daß er auf die eine Brötchenhälfte verzichtet hatte. Das war doch eine Leistung!

»Wohnen Sie gern in Santa Monica?« fragte er Blinky.

Sofort richtete sich Blinky kerzengerade auf. Seine Hand schoß vor und legte sich starr auf die Kiste neben seinem Sitz. Mehrere Sekunden lang öffnete und schloß sich sein rechtes Augenlid so mechanisch wie der Verschluß einer Filmkamera.

»Woher weißt du denn, wo ich wohne?« stieß er heiser hervor. Justus hatte nicht beabsichtigt, den Mann zu erschrecken. Er lächelte ihn beruhigend an. »Das ist nur ein Spiel, mit dem ich mir manchmal die Zeit vertreibe«, erklärte er. »Auf dem Park-

platz standen nur drei Wagen, als wir herkamen. In einem lag ein Teddybär auf dem Beifahrersitz, also dachte ich mir, daß er der Dame mit dem kleinen Mädchen dort drüben gehören müßte. Beim zweiten war ein Surfbrett auf dem Dachgepäckträger befestigt.« Der Erste Detektiv zeigte auf einen gutgebauten jungen Mann mit sonnengebleichtem Haar, der an der Theke eine Cola schlürfte. »Er ist hier der einzige Gast, der wie ein Surfer aussieht. Und am dritten Wagen stand unter dem Nummernschild der Name eines Händlers aus Santa Monica, also schloß ich eben daraus, daß das nur Ihr Wagen sein konnte.«

Blinky starrte Justus stumm an.

»O ja«, sagte er dann. »Dieses Spiel also. Es ist wie Detektivspielen.«

»Für uns ist es aber nicht nur ein Spiel.« Beleidigt war Justus eigentlich nicht. Aber er war es sich selbst, Bob und Peter gewissermaßen schuldig, klarzustellen, mit wem es ihr neuer Bekannter zu tun hatte. »Wir *sind* Detektive. Die drei Detektive.«

Er zog eine Karte aus der Hemdentasche und reichte sie Blinky. Diese Karten hatte er auf einer alten Abzugspresse, die sein Onkel Titus schrottreif gekauft hatte, eigenhändig gedruckt. Der Text auf der Karte lautete:

Die drei Detektive

???

Wir übernehmen jeden Fall

Erster Detektiv

Justus Jonas

Zweiter Detektiv

Peter Shaw

Recherchen und Archiv

Bob Andrews

Darunter war die private Telefonnummer ihrer Zentrale auf dem Schrottplatz vermerkt.

Blinky befaßte sich eingehend mit der Karte. »Was bedeuten denn die Fragezeichen?« wollte er wissen.

»Sie sind das Symbol für unerforschte Geheimnisse und ungelöste Rätsel«, gab Justus Auskunft.

»Sie sind sozusagen unser Markenzeichen«, erklärte Bob noch. Blinky nickte und zwinkerte, dann steckte er die Karte ein.

»Bekommt ihr viele . . .« fing er an. Er brachte seinen Satz nicht zu Ende. Justus sollte nie erfahren, ob er »Fälle« oder »Anfragen« oder »Aufträge« sagen wollte. Blinky war wieder einmal ans Fenster geeilt und sah hinaus. In der Ferne hörte Justus das typische Geräusch eines stotternden Motors.

Er ging ebenfalls zum Fenster und sah einen grünen Transporter die Steigung vor dem Restaurant nehmen und in mäßigem Tempo vorüberziehen. Der Fahrer schien Asiate, vermutlich Japaner zu sein.

Justus drehte sich zu Blinky um. Aber der kleine Mann in dem dunklen Anzug war nicht mehr da. Er war schon auf halbem Weg zur Tür. Gleich darauf raste er draußen über den Parkplatz.

Peter handelte als erster. Als Sportler besaß er ein schnelleres Reaktionsvermögen als die anderen. Er schnappte sich die quadratische Kiste vom Fußboden beim Tisch und sauste hinter dem flüchtenden Blinky her.

»Hallo, warten Sie doch!« brüllte er. »Sie haben Ihre . . .«

Aber er erwischte den Mann nicht mehr. Als er über den Parkplatz rannte, schoß Blinky's zweitüriger schwarzer Wagen schon vor zur Straße und dem grünen Transporter hinterher. Peter ging ins Lokal zurück und stellte die große quadratische Kiste auf den Tisch.

Die drei ??? saßen schweigend da und ließen sie nicht aus den Augen.

Justus zupfte an seiner Unterlippe, wie er es immer tat, wenn er scharf überlegte. Er behauptete, das sei der Konzentration förderlich.

Bob ergriff das Wort. »Geben wir das Ding am besten bei der

Kellnerin ab«, schlug er vor. »Blinky kommt bestimmt wieder her und fragt danach.«

Peter fand den Vorschlag vernünftig, aber der Erste Detektiv bearbeitete unentwegt seine Unterlippe. Seine Neugier hatte sich an Blinky und an der Aufregung des kleinen Mannes beim Anblick des grünen Transporters entzündet. Es widerstrebte Justus' angeborenem Forscherdrang, ein solches Rätsel ungelöst zu lassen. Er war davon überzeugt, daß hier ein spannender, geheimnisvoller Fall die drei ??? auf den Plan rief.

»Ich bin dafür, daß wir die Kiste in unsere Zentrale mitnehmen«, sagte er. »Und sie für Blinky aufbewahren, bis er sich mit uns in Verbindung setzt. Er hat ja unsere Karte mit der Telefonnummer und . . .« Er merkte, daß Peter Einwände erheben wollte. Der Zweite Detektiv verfügte nicht über Justus' ausgeprägte Vorliebe fürs Abenteuer. »Im übrigen«, fuhr Justus rasch fort, »ließ Blinky die Kiste ja auch nicht bei der Kellnerin, oder? Er ließ sie bei uns. Man könnte sogar sagen, er vertraute sie uns an.«

»Man könnte auch sagen, er hatte es so eilig, daß er sie ganz vergaß«, warf Peter ein. Aber es war ihm bereits klar, daß man sich auf Justus' Vorschlag einigen würde. Justus war nun einmal der Anführer der drei, eben der Erste Detektiv.

Eine halbe Stunde später waren die Jungen wieder in ihrer Zentrale auf dem Schrottplatz des »Gebrauchtwarencenter T. Jonas«.

Die Zentrale war ein zehn Meter langer Campinganhänger, den Justus' Onkel, Titus Jonas, vor langer Zeit gekauft hatte und nicht wieder loswurde. Im Laufe der Zeit hatten die Jungen hohe Stapel von Gerümpel ringsum aufgeschichtet, bis der Wagen auf dem Schrottplatz überhaupt nicht mehr zu sehen war. Über private Geheimzugänge konnten ihn die Jungen betreten.

Im Innern befand sich ein Büroraum mit einem Schreibtisch, einem alten Aktenschrank und einem Telefon. Die Gebühren

bezahlten die drei von dem Geld, das sie bei der Aushilfe im Betrieb von Justus' Onkel und Tante verdienten.

Peter hatte die Kiste auf seinem Fahrrad befördert. Jetzt stellte er sie auf den Schreibtisch.

»Na schön«, sagte er. »Eine geheimnisvolle Kiste, die uns nicht gehört. Was soll damit geschehen. Machen wir sie auf?«

Justus setzte sich auf den Drehsessel hinter dem Schreibtisch. Voll Bedauern schüttelte er den Kopf. »Ich glaube nicht, daß wir dazu berechtigt sind«, meinte er. »Leider werden wir sie eben . . .« Er brach ab, beugte sich vor und legte das Ohr an das dünne Tuch, womit die Kiste bespannt war.

Nun konnten sie es alle drei hören. Ein leises, flatterndes Geräusch. Unter dem Gewebe war etwas Lebendiges, das sich bewegte.

»Na, jetzt bleibt uns wohl nichts anderes mehr übrig«, stellte Peter fest. »Wir müssen die Kiste aufmachen.«

Schon immer hatte er ein Herz für Tiere gehabt. Bis seine Mutter endlich und endgültig einen Riegel vorgeschoben hatte, war er immer wieder mit herrenlosen Katzen und Hunden nach Hause gekommen, einmal sogar mit einem Pferd, dem er auf der Landstraße begegnet war. Die Vorstellung, daß man in dieser Kiste ein Tier eingesperrt hatte, war ihm unerträglich.

Er trat vor und riß das Klebeband von den Oberkanten der Kiste ab. Dann nahm er das Tuch weg. Ein quadratischer Metallkäfig kam zum Vorschein, und in dem Käfig saß eine Taube.

Es war ein sehr hübscher Vogel, schlank, mit glattem Gefieder und einem Schwanz wie ein großer Fächer. Die dunkelgrauen Federn glänzten so stark, daß sie bläulich wirkten.

Justus fiel an dem Vogel noch etwas anderes auf. Eine Zehe fehlte. Am rechten Fuß hatte die Taube drei Zehen, am linken aber nur zwei.

»In einem so engen Käfig können wir sie nicht sitzen lassen«, beschloß Peter. »Wenn wir sie behalten wollen, und es sieht vorerst ganz danach aus, dann müssen wir ihr eine größere, bequemere Bleibe besorgen.«

Justus nickte. »Sechs breite Bretter«, zählte er auf, »ein paar Latten, eine Rolle Maschendraht, Hammer und Nägel.«

In wenigen Minuten hatten sich die drei ??? auf dem Schrottplatz zusammengesucht, was sie brauchten. Justus, der viel handwerkliches Geschick besaß, machte sich in seiner Freiluft-Werkstatt an die Arbeit. Bald hatte er aus den Brettern ein kastenartiges Gestell gezimmert. Als Deckel nagelte er einen Lattenrahmen zusammen, bespannte ihn mit Maschendraht, und fertig war ein geräumiges Taubenhaus, das einen geschützten, behaglichen Aufenthalt bot.

Während Peter den Vogel in der Zentrale holen ging, brachte Justus den Sack Maiskörner an, den sich Tante Mathilda zum Füttern der Enten im Stadtpark zugelegt hatte. Bob besorgte eine Schale mit frischem Wasser.

»So, da hinein mit dir«, sagte Peter und entließ die Taube behutsam aus ihrem kleinen Käfig in ihr neues Heim.

Dort schien sich der Vogel sichtlich wohl zu fühlen. Er pickte Körner, tauchte den Schnabel ins Wasser, und nach einigem Geflatter und Gehüpfte machte er es sich in einer Ecke bequem und steckte den Kopf unter einen Flügel. Es war, als wolle die Taube sagen, für heute sei es genug.

Und das galt auch für die drei ???. Sie ließen die Taube in der Werkstatt, die abseits in einer Ecke des Lagerplatzes lag. Bob und Peter fuhren nach Hause, und Justus ging über die Straße zu dem kleinen Haus, wo er bei Onkel und Tante wohnte. Bei den beiden war er zu Hause, seit er als kleiner Junge seine Eltern verloren hatte.

Am nächsten Morgen war Justus schon früh auf. Rasch zog er sich an und lief zum Schrottplatz hinüber.

Der neue Käfig stand noch in der Werkstatt, in einer geschützten Ecke unter einigen Wellblechplatten. Als Justus herantrat, sah er, wie der schöne, schlanke graue Vogel munter umherhüpfte und Maiskörner aufpickte.

Justus kniete nieder und hielt das Gesicht ganz nahe an den

Maschendraht. »Wo kommst du nur her?« fragte er laut. »Und was wollte Blinky mit dir in dieser Kiste? Und warum war er so unruhig?«

Um diese Taube gab es mit Sicherheit ein Geheimnis, glaubte er.

Und dann sah Justus, daß das Geheimnis um diesen Vogel für ihn erst einmal eine gewaltige Überraschung war: Die Taube vor ihm hatte an jedem Fuß drei Zehen, wie es sich gehörte.

Die sangesfreudige Vogelnärin

»Es ist eine belgische Brieftaube, eine ganz schnelle Rasse«, erklärte Bob. »Beide Vögel sind das, wollte ich sagen.«

Justus hatte die beiden Freunde angerufen, sobald er den Tausch der Tauben bemerkt hatte, aber erst nach dem Mittagessen hatten alle drei Zeit für ein Zusammentreffen in der Zentrale.

Bob Andrews, der am Vormittag seinen Teilzeitjob in der Stadtbücherei von Rocky Beach versehen hatte, war auf einen illustrierten Band über Tauben gestoßen. Er zeigte Justus und Peter das Farbfoto der belgischen Brieftaube im Buch.

Justus sah sich das Bild lange an und verglich es mit der Taube mit den jeweils drei Zehen, die nun in dem kleineren Käfig vor ihm auf dem Schreibtisch saß.

»Ja, du hast recht, Bob«, sagte er. »Und die beiden Vögel sind genau gleich, bis auf die fehlende Zehe bei der ersten. Beides sind Brieftauben.« Er gab Bob das Buch zurück.

Peter steckte einen Finger durch das Käfiggitter und strich sanft über einen Flügel der Taube. Es schien ihr zu behagen. Klug und erwartungsvoll blickte der Vogel ihn an.

»Das passiert Vögeln ziemlich oft«, meinte Peter. »Ist es euch

noch nie aufgefallen? Sehr viele von den wilden Tauben hier am Strand haben Zehen eingebüßt.«

Der Erste Detektiv nickte abwesend. In Wahrheit hatte er sich noch nie viel um Tauben gekümmert, aber er sah nicht ein, wieso er das nun seinen Freunden gestehen sollte. »Sie verfangen sich mit einem Fuß in einem Gitterrost«, bemerkte er mit rasch improvisierter Sachkenntnis. »Oder andere Einrichtungen unserer technisierten Welt werden ihnen zur Falle.« Er sah zu Bob hin, der sich wieder in das Taubenbuch vertieft hatte. »Was steht denn über belgische Brieftauben drin?« fragte er.

»Es sind schnelle Flieger, speziell für Wettbewerbe. Sie werden eigens dafür gezüchtet. Und die Leute, die sie züchten und in Wettbewerben einsetzen – ähnlich wie Rennpferdezüchter –, können eine bestimmte Taube in einem Schwarm von Hunderten ausmachen.«

Er las noch kurze Zeit schweigend weiter, dann blickte er auf und rückte die Brille zurecht.

»Es ist unglaublich«, berichtete er. »Die Leute nehmen sie aus dem Schlag, setzen sie in Weidenkörbe oder geschlossene Käfige und befördern sie mit Transportern über weite Strecken, manchmal bis zu achthundert oder tausend Kilometern. Dann lassen sie sie frei, und die Vögel fliegen pfeilgerade zu ihrem Schlag zurück. Die besten Flieger bringen es bis auf hundert Stundenkilometer. Und kein einziger Vogel verirrt sich jemals. Alle wissen anscheinend sofort den Weg nach Hause, ganz unabhängig davon, wohin sie gebracht wurden und woher sie kommen.«

Er warf wieder einen Blick ins Buch. »In Belgien ist das ein Nationalsport. Einmal hat man eine Brieftaube wie unsere hier in einem Korb in einen dunklen Schiffsbauch verfrachtet und bis nach Indochina gebracht. Sie flog zurück nach Belgien, eine Strecke von mehr als elftausend Kilometern, und das in vierundzwanzig Tagen. Über völlig unvertrautes Gebiet!«

»Zeig mal her.« Peter griff nach dem Buch und las wortlos eine Minute lang.

»Mann, das ist phantastisch«, rief er aus. »Brieftauben als Nachrichtenüberbringer! In der Geschichte schon seit langer Zeit bekannt. Cäsar bediente sich solcher Brieftauben bei der Eroberung Galliens. Und es gab sogar mal eine amtliche, regelmäßige Tauben-Luftpost zwischen Los Angeles und Catalina Island. Hast du das alles gewußt, Justus?«

Der Erste Detektiv blieb die Antwort schuldig. Er zupfte geistesabwesend an seiner Unterlippe.



Luftpost per Taube – schnell, diskret und zuverlässig. Ein weiterer Gedanke drängt sich auf: Taubengerecht geringes Format und Gewicht vorausgesetzt, wäre auch die Beförderung von Luftfracht auf diesem Wege vorstellbar. Wir wollen sehen, ob es in unserem Fall Nachrichten oder Güter sind, die auf die Reise gehen.

»Die Frage ist . . . wie?« meinte Justus schließlich. »Wie? Und warum?«

»In dem Buch steht, daß man noch nicht genau herausgefunden hat, wie die Vögel zu ihrem Heimatort zurückfinden«, sagte Bob. Er nahm das Buch wieder an sich. »An der Cornell Universität hat man das Phänomen erforscht und annäherungsweise ermittelt, daß es möglicherweise etwas mit dem Luftdruck zu tun hat. Tauben reagieren hochempfindlich auf Luftdruckänderungen und Geräusche. Aber hört euch das mal an: Da schreibt irgendein Professor: ›Um den Orientierungsinstinkt der Taube erklären zu können, gäbe es für uns nur einen Weg: Wir müßten selbst zu Tauben werden, wie Tauben empfinden und wie Tauben denken.««

Er sah den schönen glänzenden Vogel in seinem kleinen Käfig an, als wolle er zu begreifen versuchen, wie man sich als Taube fühlt.

Justus schüttelte den Kopf. »Ich meinte nicht, wie oder warum

Tauben wieder heimfinden«, sagte er, »sondern: Wie kam diese Taube hier vor uns in den Käfig, den wir für Blinky's Vogel mit der fehlenden Zehe gebaut haben? Wer hat heute nacht die beiden Tauben vertauscht? Woher wußte der Betreffende, wo die Taube mit der fehlenden Zehe war? Und wozu die Tauschaktion?«

»Keine Ahnung.« Peter streichelte liebevoll das belgische Prachtexemplar. Der Vogel gurrte dazu leise wie eine schnurrende Katze. »Wir sollten ihn taufen«, schlug Peter vor. »Nennen wir ihn Cäsar.«

»Möglichkeit Nummer eins.« Der Erste Detektiv dachte laut, wie er es oft tat, wenn ihm etwas nicht klar war. »Blinky selbst vertauschte die Vögel. Er hatte die Karte mit unseren Namen, und wir sind in Rocky Beach doch ziemlich bekannt.« – Bescheidenheit hielt Justus für unangebracht. »Er hätte von jedem erfahren können, wo Justus Jonas wohnt.«

»Na, von fast jedem«, wandte Peter ein.

»Möglichkeit Nummer zwei«, fuhr Justus fort. »Der Mann in dem grünen Transporter, dem Blinky nachgefahren ist. Vielleicht hatte er an der Straße irgendwo angehalten und sah Peter mit der Kiste auf dem Rad vorüberfahren. Er könnte uns bis hierher gefolgt sein. Allerdings muß ich zugeben, daß ich nichts davon merkte, falls es so war.« Justus sah verdrossen zu dem gurrenden Cäsar hin, als wolle er dem Vogel die Schuld dafür zuschieben, daß seine Beobachtungsgabe versagt hatte.

Dann hellte sich seine Miene etwas auf. »Blinky und der Mann im grünen Transporter«, sagte er. »Was wissen wir von den beiden? Blinky's Zuname und Adresse sind uns nicht bekannt, nur daß er in Santa Monica wohnt. Er raste vom Parkplatz so irrsinnig los, daß ich mir nur die Buchstaben seines Kennzeichens merken konnte: MOK. Und das Nummernschild des grünen Transporters war so verdreckt, daß ich es überhaupt nicht lesen konnte. Anscheinend stecken wir in einer Sackgasse – bis auf einen Punkt.«

»Und der wäre?« Peter war schon längst klar, daß er sich sein

Leben lang den Kopf zerbrechen konnte, ohne jemals Justus' Schlußfolgerungen nachvollziehen zu können.

»Tauben. Keine gewöhnlichen Wald- und Straßentauben. Sondern fachmännisch gezüchtete, sorgfältig ausgebildete, schnelle Brieftauben. Damit ist es wie bei den Pferden, Bob, das sagtest du ja schon. Leute mit diesem Hobby kennen einander sehr gut. Es müßte doch einen Klub oder Verein geben, wo wir erfahren könnten, wer diese Leute sind . . .« Schon griff er nach dem Branchenverzeichnis des Telefonbuchs.

»Und wenn wir irgendeinen Züchter oder Trainer finden können und Glück haben, kennt er diesen Vogel . . .«

»Cäsar«, unterbrach ihn Peter. »Er heißt Cäsar.«

». . . und kann uns sagen, wem er gehört.«

Justus blätterte flink die Gelben Seiten durch. »T wie Taube«, murmelte er. »V wie Verein. K wie Klub. Hmm . . .« Schweigend ließ er den Blick über die Seiten und Spalten schweifen.

»Tja . . .« sagte er schließlich lahm und enttäuscht, »außer T wie Tierhandlung gibt es nichts Passendes.«

»Doch – Miss Melody!« schlug Bob vor.

»Wer ist denn Miss Melody?« Justus hob den Blick vom Telefonbuch.

»Das ist eine Frau, die manchmal in die Bücherei kommt. Sie leiht immer nur Bücher über Vögel aus. Sie ist eine richtige Vogelnärrin. Ich habe mich mal mit ihr unterhalten, und da erzählte sie mir, sie sei die Vorsitzende eines Vereins namens ›Unsere gefiederten Freunden‹

Justus klappte das Telefonbuch zu und stellte es auf den Schrank zurück.

»Es ist eine Chance«, meinte er. »Wenn es hier in der Gegend Taubenexperten gibt, kennt sie sie vielleicht. Weißt du, wo sie wohnt?«

»Nein.« Bob nahm seine Brille ab und polierte die Gläser. »Nur daß sie in Rocky Beach wohnen muß, sonst könnte sie keine Lesekarte der Stadtbücherei haben. Und ihr voller Name lautet Maureen Melody, so steht es auf ihrer Karte.«

Bald hatte Justus Maureen Melody im Telefonbuch der Stadt gefunden. Sie wohnte am Alto Drive, etwa drei Kilometer entfernt.

»Am besten fahren wir mit dem Rad hin«, meinte Peter. »Aber was machen wir mit Cäsar, solange wir weg sind?«

Justus sah nicht ein, wieso der Vogel nicht einfach in seinem Käfig auf dem Schreibtisch bleiben konnte. Aber Peter bestand darauf, daß Cäsar, wenn er schon allein bleiben mußte, wieder in seinen größeren Kasten im Hof gebracht werden müsse.

Damit war Justus nicht einverstanden. »Da kann ihn viel zu leicht einer mitnehmen«, meinte er. »Wie heute nacht.«

»Vielleicht kommen wir dann zurück und entdecken, daß man ihn gegen eine Taube mit vier Zehen ausgetauscht hat«, setzte Bob hinzu.

Schließlich einigten sich die drei ??? darauf, Cäsar mitzunehmen. Peter öffnete den Hauptaussgang des Wohnwagens – eine Bodenluke über einem Geheimtunnel, der in die Freiluft-Werkstatt führte. Er kroch hinein, den Käfig an die Brust gepreßt. Bob kam nach.

Justus wollte sich gerade auch in den Tunnel hinunterlassen, doch da runzelte er die Stirn und zögerte einen Augenblick. Er ging zum Schreibtisch und schaltete den Anrufbeantworter beim Telefon ein. Dann stieg er in die Luke ein und schloß die Klappe über sich.

Alto Drive war im Osten von Rocky Beach, dem »Villenviertel«, wie Justus' Onkel Titus sagte. Hier standen stattliche Häuser auf großen Grundstücken hinter Bäumen und Rasenflächen.

Vor einem hohen schmiedeeisernen Tor mit zwei Flügeln stiegen die drei ??? ab. *Melody Nest* stand in Schnörkelschrift auf einem Schild.

In einen der steinernen Torpfosten war eine Sprechanlage eingebaut. Justus drückte auf den Klingelknopf und hielt das Ohr an das darüber angebrachte Lautsprecherkästchen.

Eigentlich rechnete er nicht damit, daß er etwas zu hören bekommen würde. Schon als die drei Jungen vierhundert Meter vor dem ›Melody Nest‹ angelangt waren, hatten sie kaum noch ihr eigenes Wort verstehen können, nicht einmal bei lautem Rufen. Justus kam sich vor wie in einem Stereohandel, in dem sämtliche Radios und Kassettenrecorder zu voller Lautstärke aufgedreht waren – nur daß die Luft nicht von Musik oder Stimmen erfüllt war. Hier nämlich herrschte ein sagenhaftes akustisches Chaos – Pfeifen, Zwitschern, Tirilieren! So etwas hatte er noch nie erlebt.

Justus drückte noch einmal auf den Knopf. Aus dem Lautsprecher kam keine Antwort, doch statt dessen gellte den Jungen ein hohes, spöttisches Kreischen in den Ohren.

Er trat zurück und sah hinauf in die Bäume hinter dem Tor. Da verhöhnte ihn wieder der rotgelbe Kakadu, der dort im Laub hockte, mit seinem schrillen Geschrei.

»Vögel!« rief Peter. »Hier ist ja alles voller . . .«Sein letztes Wort ging in einem Massenchor durchdringenden Gezwitzers unter.

»Vögel«, schloß Justus an seiner Stelle. Nun konnte er sie auch sehen, oder zumindest manche. Stare und Sperlinge und Sittiche und Lerchen und Krähen und Habichte und sogar ein Adler schwirren und schossen durch die Luft oder saßen im Geäst der Bäume.

Justus wandte sich von der Sprechanlage ab. Er hatte gesehen, daß die Torflügel zwar verriegelt, aber nicht mit einem Vorhängeschloß gesichert waren. Er griff durch das Gitter und zog den Riegel zurück. Dann schob er sein Fahrrad durch das offene Tor. Peter und Bob taten es ihm nach, und Bob schob von innen den Riegel wieder vor.

»Und jetzt?« brüllte Peter, den Mund dicht an Justus' Ohr.

Justus zeigte auf die Einfahrt, die sich vom Tor aus durch die Bäume schlängelte. Hier schoben nun die drei ??? ihre Räder entlang. Der Käfig mit Cäsar hing an Peters Lenker.

Der Lärm schwächte sich unterwegs nicht etwa ab, sondern

schien noch zuzunehmen. Es kostete Bob Nerven, nicht die Hände vom Lenker zu nehmen und sich die Ohren zuzuhalten. Da blieb Justus, der vorausging, plötzlich stehen. Etwa hundert Meter weiter vorn, kaum sichtbar hinter den Bäumen und den schwirrenden Vogelschwärmen, stand ein großes Haus im spanischen Stil. Aber nicht der Anblick des Hauses hatte Justus stutzen lassen.

In all dem Gezwitscher und Gekreisch und Geschnatter hatte er ein neues Geräusch wahrgenommen: eine Frauenstimme. Einen metallischen, hohen, aber doch angenehm melodischen Sopran. Die Frau sang.

»Drei Jungen in meinem Garten, was wollen sie wohl von mir«, sang sie. Bob erkannte den militärisch-zackigen Rhythmus der »Battle Hymn of the Republic«.

»Kommt meinerwegen näher, aber laßt meine Vögel in Ruh'«, ging der Gesang nach kurzer Pause zur gleichen Melodie weiter.

Also setzten die drei ??? ihren Weg fort, verwundert und neugierig.

Nun konnte Justus die Frau sehen. Sie stand auf dem Rasen zwischen den Bäumen und dem Haus. Sie war sehr groß und hatte etwas – Justus suchte nach dem richtigen Wort – ja, etwas Statuenhaftes. Sie trug ein langes, weites Sommerkleid und einen Schlapphut aus Stroh, den sie mit einer Schleife unter dem gutgepolsterten, runden Kinn festgebunden hatte. Ein Papagei saß auf ihrer Schulter, und ein Habicht kreiste dicht über ihrem Kopf. Auf der Hutkrempe hatte es sich ein Kanarienvogel bequem gemacht.

»Was wollt ihr von mir? Ihr müßt singen, aber laut«, schmetterte sie den drei ??? entgegen, die einige Schritte vor ihr stehengeblieben waren. »Sonst verstehe ich euch nicht.«

Justus Jonas war früher als Kinderstar aufgetreten – allerdings legte er keinen Wert darauf, daran erinnert zu werden, denn er war damals ein richtiges Pummelchen und unter dem Namen »Baby Fatso« bekannt gewesen. In Musicals hatte er allerdings

nie mitgewirkt, und auch der Schülerchor hatte ihn nicht interessiert. Nein, ein Sänger war Justus nicht.

Doch er begriff, worum es der Frau ging. Bei all dem Zwitschern und Krächzen und Pfeifen der Vogelschar konnte sich die menschliche Stimme wohl nur in klar artikuliertem Gesang verständlich machen.

»Wir suchen die Herrin des Hauses, Miss Maureen Melody«, trompetete er.

»Da seid ihr bei mir richtig, Miss Melody bin ich«, tönte es zur Antwort.

Nun war Justus wieder dran. Er räusperte sich.

»Verzeihen Sie die Störung, haben Sie für uns Zeit?« Es war gar nicht so leicht, Sätze zu bauen, die zur Melodie der »Battle Hymn of the Republic« paßten, aber er tat sein Bestes. »Wir hörten, daß . . .« Er brach ab. Maureen Melody hörte ihm offenbar überhaupt nicht mehr zu. Sie lächelte jetzt, ein hingebungsvolles, seliges Lächeln, und kam auf Peter zugetänzelt.

»Glory, glory, halleluja. Glory, glory, halleluja«, sang sie in schmelzenden Tönen.

Sie nahm den Käfig mit Cäsar von Peters Lenker und drückte ihn fest an sich.

»Glory, glory, halleluja. Die Belohnung ist für euch!«

Eine Perle für Miss Melody

»Die Belohnung?« fing Justus zu singen an. Und dann hielt er inne. Maureen Melody öffnete Cäsars Käfig.

»Bitte«, intonierte er. »Bitte nicht.« So liebenswürdig es ging, nahm er Miss Melody den Käfig ab.

»Die Taube gehört uns nicht«, sang er. Wieder brach er ab. Es gab so vieles zu erklären, und die Vorstellung, dies mit kräftiger

Singstimme tun zu müssen, war entmutigend. Es würde eher zu schlimmer Heiserkeit führen als zu einer einigermaßen klaren Darstellung der Situation.

»Können wir nicht irgendwo alles in Ruhe besprechen?« versuchte er es mit einer Art Rezitativ. Er merkte dabei, daß es leichter war, eine eigene Melodie zu improvisieren, als sich dem Diktat der »Battle Hymn of the Republic« fügen zu müssen. »Bitte, ich wüßte das sehr zu schätzen.«

Miss Melody stand da und fingerte an der dreireihigen Perlenkette herum, die sie um den Hals trug. Sie sah die Jungen an und war sichtlich recht verdutzt darüber, daß Justus ihr Cäsar einfach weggenommen hatte.

Dann nickte sie und ging voran zum Haus. Der Habicht über ihr schwirrte ab in die Bäume. Der Papagei blieb an seinem Platz auf ihrer Schulter, und ebenso hielt es der Kanarienvogel auf der Hutkrempe.

Die drei ??? folgten Miss Melody durch eine hohe Glastür in ein großes, helles Wohnzimmer. Sie schloß die Tür hinter ihnen.

Erst war das Krächzen und Zwitschern und Pfeifen von draußen fast noch ebenso ohrenbetäubend wie zuvor. Dann drückte Miss Melody auf einen Knopf in der Wand, und eine dicke Panzerglasplatte schob sich vor die Fensterfront.

Peter fand es herrlich. Wie beim Tauchen, beim Hinabsinken in die Tiefe des Ozeans. Man nahm nichts mehr wahr außer der Stille.

»Wollt ihr denn nicht, daß ich diesen armen Vogel freilasse?« fragte Maureen Melody mit normaler Sprechstimme. Ein vorwurfsvoller, gekränkter Blick aus den seelenvollen blauen Augen traf Justus. »Ich dachte, ihr hättet ihn deshalb hergebracht. Ich dachte, ihr hättet einen meiner Handzettel gelesen. Als Gründerin und Vorsitzende des Vereins ›Unsere gefiederten Freunde‹ zahle ich jedem, der einen Vogel aus seinem Käfig freiläßt, zwanzig Dollar. Ich ertrage es nicht, Vögel in Käfigen eingesperrt zu sehen. Das ist so grausam.«

»Grausam«, echote der Papagei auf ihrer Schulter, »grausam, grausam.«

Das löste zumindest das Rätsel ihrer Bemerkung über eine Belohnung, dachte Justus. Nun war es an ihm, die näheren Umstände zu erklären. Er berichtete Miss Melody erst einmal, daß Cäsar ihnen gar nicht gehörte, daß er ihnen von einem Unbekannten anvertraut worden sei und daß sie ihm die Taube nun zurückgeben wollten.

Bob beobachtete Maureen Melody, während Justus sprach. Trotz ihrer stattlichen Größe war sie eine schöne Frau. Sie erinnerte ihn an einen Hollywood-Star von ehemals, überwältigend für den Betrachter in den Dimensionen einer 3-D-Leinwand.

»Wenn wir Cäsars Besitzer ausfindig machen können«, sagte Peter, »wird er den Vogel wieder seinen Artgenossen zuführen. Ganz bestimmt ist Cäsar in einem großen Taubenhaus oder einem Schlag und nicht in einem Käfig zuhause.«

»O ja.« Miss Melody fingerte wieder an ihren Perlen herum. Außer der dreireihigen Halskette trug sie auch Perlenohrringe. »Und deshalb sind wir zu Ihnen gekommen«, fuhr Bob fort. »Ich wußte, daß Sie sich sehr für Vögel interessieren, weil wir uns einmal in der Bücherei darüber unterhalten hatten. Und da dachten wir, Sie wüßten vielleicht, ob es hier in der Gegend jemanden gibt, der Brieftauben hält.«

Miss Melody antwortete nicht. Sie blickte starr an ihm vorbei zum Fenster hinaus.

»Entschuldigt«, sagte sie. Wieder drückte sie auf den Knopf in der Wand. Das Panzerglas glitt zur Seite. Die Klänge des vielstimmigen Vogelchors erfüllten von neuem den Raum.

Miss Melody öffnete die Glastür. Dicht dahinter stand auf dem Gartenweg ein Vogel. Es war eine Elster, wie Peter sah.

Maureen Melody kniete nieder und nahm etwas aus dem Schnabel des Vogels. »Ein so kluges Schätzchen«, sang sie in ihrer vollen Sopranstimme, diesmal in selbst improvisierter Melodie. »Ich nenne ihn Edgar Allan Poe. Ich weiß, daß Poes

Vogel ein Rabe war. Aber ich liebe sein Gedicht so sehr. Ihr müßtet es auch kennen: »Sprach der Rabe: Nimmermehr.« Die Elster hüpfte in den Garten zurück, und Miss Melody ließ die dicke Glasplatte wieder vorfahren.

»Man sagt immer, Elstern seien so diebisch«, fuhr sie mit normaler Stimme fort. »Aber meine beiden zahmen Elstern sind keine Diebe. Edgar Allan Poe schon gar nicht. Im Gegenteil, er bringt mir immer etwas. Lauter wunderschöne Sachen. Seht mal.« Sie streckte ihre große, mollige weiße Hand aus und zeigte den drei ???, was Edgar Allan Poe ihr gebracht hatte.

Es war eine sehr große, schimmernde Perle.

»Das ist die dritte Perle, die er mir im Lauf des Monats schon gebracht hat«, erklärte sie. »Ich habe keine Ahnung, wo er sie findet, aber Perlen liebe ich über alles. Perlen und Vögel. Meine beiden Leidenschaften.«

»Wegen der Brieftauben . . .« griff Justus sein Thema wieder auf. »Kennen Sie nicht zufällig irgendwen . . .«

Miss Melody schüttelte den Kopf. »Im Augenblick wüßte ich leider niemanden.«

»Aber falls Ihnen jemand einfallen sollte . . .« – Justus zog eine Karte der drei ??? heraus und reichte sie ihr – »wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie es uns mitteilen könnten.«

Maureen Melody nahm die Karte entgegen, doch ehe sie sie ansehen konnte, hüpfte ihr der Papagei von der Schulter auf den Arm, schnappte sich die Karte mit dem Schnabel und flog zu seiner Sitzstange hinüber.

»Vielen Dank, es war nett, daß Sie Zeit für uns hatten«, sagte Justus zu Miss Melody. Obwohl ihm die Frau nicht unsympathisch war, merkte er doch, daß sie hier nicht weiterkamen, und in dem schalldichten Raum kam er sich allmählich selbst wie ein Vogel im Käfig vor.

Lächelnd ließ Miss Melody die Glasplatte zurückgleiten und ließ die Jungen hinaus. Das Lächeln galt freilich nicht ihnen, wie Justus erkannte, sondern der großen, makellosen Perle, die sie noch immer in der Hand hielt.

Die drei ??? schoben ihre Fahrräder zum Tor. Es hatte keinen Sinn, sich zu unterhalten, bevor sie hinlänglich weit vom ›Melody Nest‹ entfernt waren, fand Justus. Gelassen durchschritt er das geräuschvolle Eldorado der gefiederten Freunde. Weit waren sie noch nicht gekommen, als ein jäher, schriller Laut sie aufschrecken ließ. Erst hielt Justus es für das Kreischen eines Vogels, aber als er zum Haus zurückblickte, sah er dort Maureen Melody mit erhobenen Armen stehen.

»Ich habe einen Freund«, tönte ihre Singstimme herüber. »Er heißt Parker Frisbee und wohnt hier in der Stadt. Ich weiß von ihm, daß er Brieftauben hält. Das hatte ich ganz vergessen.«

»Parker Frisbee«, schmetterte Justus zurück. »Dankeschön!«

Ein Hilferuf

»Parker Frisbee«, wiederholte Justus, als die Jungen auf der Straße angelangt waren und wieder im Sattel saßen – hier war es geradezu ruhig im Vergleich zu Miss Melodys Vogelparadies. »Das ist doch das Juweliergeschäft in der Main Street.« Er fuhr auf den Randstreifen und stieg ab. Bob und Peter hielten ebenfalls an.

»Wollt ihr mal meine Meinung hören?« fing Peter an. »Ich glaube, Maureen Melody hat recht. Wir sollten Cäsar einfach freilassen. Er soll nach Hause fliegen, und wir vergessen die ganze Sache.«

Genau dieses Argument hatte Justus von Peter befürchtet. Er sah auch ein, daß Peter von Cäsars Standpunkt aus vermutlich recht hatte – wenn sie den Käfig öffneten, konnte Cäsar flugs starten und sich wieder zu seinen Artgenossen an seinem Heimatort gesellen.

Doch vom Standpunkt des Ersten Detektivs aus war Cäsars

Freilassung absolut unmöglich. Für Justus war Cäsar eben nicht nur eine Taube. Er war ein Indiz, bislang das einzige in dieser für Justus so rätselhaften und aufregenden Angelegenheit – diesem neuen Fall.

Er dachte an das Telefon zu Hause in der Zentrale, an den Anrufbeantworter. Wenn die Tauben in der vergangenen Nacht von dem Mann in dem grünen Transporter vertauscht worden waren, dann würde Blinky früher oder später anrufen. Er würde seine Brieftaube mit der fehlenden Zehe wieder holen wollen. Und Justus wollte das Gesicht des kleinen Mannes sehen, wenn Blinky die drei Zehen am linken Fuß der Taube bemerkte.

Er wollte sehen, ob Blinky Cäsar ebenfalls kannte.



Ob der Erste Detektiv wohl schon einen möglichen Zusammenhang zwischen dem Gewerbe des Mr. Frisbee, den Perlengeschenken der Elster an ihre Gönnerin und den Brieftauben ahnt? Doch selbst dann dürfte er vorläufig noch genauso im dunkeln tappen wie der geschätzte Leser. So sucht er, ganz vernünftig, erst einmal die Begegnung mit dem noch Unbekannten.

»Ich stimme dafür, daß wir Parker Frisbee zumindest einen Besuch abstatten«, sagte der Erste Detektiv. »Das Geschäft liegt ohnehin auf unserem Rückweg zur Zentrale.«

In der Hoffnung auf Beistand sah er Bob an.

Bob sah Peter an.

»Na gut«, gab dieser widerstrebend nach. »Auf geht's zu Parker Frisbee.«

Frisbee war der beste – zumindest der teuerste – Juwelier in Rocky Beach. Seine Auslage war nicht mit Uhren und Verlobungsringen vollgestopft. Da lag eine einzige Perlenschnur auf schwarzem Samt, flankiert von zwei Diamantbroschen, die im

Sonnenlicht funkelten und zu sagen schienen: »Wir gefallen Ihnen. Sehen Sie sich doch an, was es drinnen noch alles gibt.« Im Laden standen einige unauffällige Schaukästen, die eine Auswahl noch teurer wirkender Schmuckstücke enthielten.

Hinter einem der Kästen stand ein Mann. Er war klein und rundlich und trug ein schwarzes Jackett zu einer Nadelstreifenhose mit scharfen Bügelfalten. Vermutlich trug er auch ein weißes Hemd mit steifem Kragen und eine seidene Krawatte. Das war jedoch nicht zu erkennen, denn der Ausschnitt seines Jacketts verbarg sich hinter einem schwarzen Vollbart. Der Bart verdeckte übrigens auch den größten Teil seines Gesichts. Nur Nase und Augen waren wie Lichtungen in dem Urwald von Haar zu sehen, der das Kinn, die Oberlippe und fast die ganze Wangenfläche überwucherte.

»Ja?« fragte er, als die drei ??? eintraten.

»Mr. Parker Frisbee?« erkundigte sich Justus.

»Ja.«

Justus erklärte, sie seien mit Miss Maureen Melody bekannt. Bei der Erwähnung dieses Namens leuchteten Mr. Frisbees Augen auf. Der Erste Detektiv trug sein Anliegen vor. Miss Melody habe ihnen berichtet, Mr. Frisbee sei Experte für Brieftauben, und es interessiere sie, ob er ihnen möglicherweise zu einer Briefftaube belgischer Züchtung, die sie gefunden hätten, genauere Angaben machen könne.

»Oh, Experte bin ich eigentlich nicht.« Mr. Frisbee hob bescheiden die Schultern. »Früher hielt ich ein paar Tauben und ließ sie manchmal auf, nur so als Amateur. Aber schon vor Jahren habe ich das wieder aufgegeben.«

Er warf einen Blick auf den Käfig, den Peter trug. »Ist das der Vogel, um den es geht?«

»Ja.« Peter hob Cäsar heraus, damit Mr. Frisbee ihn besser sehen konnte.

Der Juwelier sah sich Cäsar eine Minute lang genau an.

»Wo habt ihr den Vogel gefunden?« fragte er. »Wie seid ihr zu ihm gekommen?«

»Jemand hatte ihn bei uns auf dem Hof abgestellt«, erwiderte Justus. Von Blinky sagte er wohlweislich nichts.

»Wer denn?«

»Das wissen wir nicht«, sagte Peter. »Wir fanden ihn einfach dort. Deshalb sind wir ja hier. Wir dachten, Sie wüßten vielleicht . . .«

Mr. Frisbee schüttelte den Kopf. Er lachte leise. »Das ist zwar eine dieser belgischen Brieftauben, die als hochgezüchtete schnelle Flieger bekannt sind«, sagte er. »Und auch wieder nicht. Es ist nämlich kein Tauber, sondern ein Weibchen, und für den Flug nimmt man keine Weibchen.«

»Ja, aber . . .« Bob wollte etwas einwenden, besann sich aber anders und machte den Mund wieder zu.

»Dann können Sie sich nicht denken, wem er, das heißt sie, gehören könnte?« fragte Justus.

»Ich habe wirklich keine Ahnung.« Mr. Frisbee hob wieder die Schultern. Lächelte er dabei? Justus konnte es durch die Bartwildnis nicht richtig erkennen.

»Tut mir leid, Jungen, daß ich euch nicht helfen kann. Und bitte richtet Miss Melody schöne Grüße von mir aus.«

Das werde geschehen, sagte Justus. Er dankte Mr. Frisbee, und die drei ??? spazierten mit Cäsar wieder auf die Main Street hinaus.

Als sie ihre Fahrräder vom Gehweg auf die Fahrbahn schieben wollten, wurden sie aufgehalten, weil vom Straßenrand in diesem Augenblick ein schwarzes Auto losfuhr, das sie vorbeilassen mußten.

Justus und Peter wollten aufsteigen, aber Bob winkte ab und dirigierte sie ein Stück von dem Juwelierladen weg.

»Was gibt's denn?« wollte Justus wissen.

»Ich bin nicht ganz sicher . . .« Bob nahm seine Brille ab und polierte mit gefurchter Stirn die Gläser. »Jedenfalls versteht Parker Frisbee entweder nicht viel von Brieftauben – im Klartext rein gar nichts – oder er hat uns angelogen.«

»Warum sollte er lügen?« warf Peter ein.

»Weiß ich nicht.« Bob setzte die Brille wieder auf. »Aber in dem Buch, das ich heute früh aus der Bücherei mitgenommen habe, steht, daß auch Weibchen bei Brieftaubenwettbewerben aufgelassen werden. Unter den preisgekrönten Fliegern waren schon öfter Weibchen.«

Justus sah erst Bob an und dann auf die Uhr. »Es ist gleich Zeit zum Abendessen«, stellte er fest. »Am besten fahren wir jetzt alle nach Hause und treffen uns dann nach dem Essen in der Zentrale, damit wir uns den ganzen Fall einmal richtig vornehmen können.«

»Alles klar«, stimmte Peter zu. »Aber wenn wir Cäsar – oder Calpurnia, wenn es tatsächlich ein Weibchen ist – behalten wollen, sollten wir das Taubenhaus in die Zentrale stellen, damit er oder sie einen geschützten Platz hat. Okay?«

»Okay.« Justus nickte und bestieg sein Fahrrad.

Sie machten sich gleich daran, als sie nach dem Abendessen wieder zusammentrafen. Der Kasten mit der Maschendrahtbespannung war so groß, daß er nicht durch den Tunnel befördert werden konnte, aber die drei ??? verfügten ja noch über weitere Geheimzugänge zur Zentrale. Einer davon, »Notfall Nummer Eins«, war das Oberlicht im Dach des Wohnwagens, durch das man sich an einem Tau ins Innere hinunterlassen konnte.

Peter machte den Anfang und stieg auf den Berg aus Gerümpel, das rings um den Wagen aufgestapelt war. Sobald er am Tau hinuntergeklettert war, reichten ihm Justus und Bob von oben die Taube in ihrem kleinen Käfig. Anschließend bugsierten sie das neue, größere Taubenhaus durch die Fensteröffnung, und Peter nahm auch dieses entgegen. Schließlich ließ sich Bob am Tau hinunter, und zu guter Letzt kam Justus, der das Oberlicht von innen wieder schloß.

Peter und Bob setzten Cäsar gleich von dem kleinen in den größeren Käfig um. Justus hatte kaum einen Blick für sie übrig. Er spähte sofort zum Anrufbeantworter neben dem Telefon, und

seine Augen leuchteten beinahe so hell auf wie die des Juweliers bei ihrem Gespräch. Die Signallampe hatte sich eingeschaltet. Also war auf dem Band eine Nachricht für sie hinterlassen worden. Blinky, dachte Justus. Er hatte angerufen. Demnach war es tatsächlich der Mann in dem grünen Transporter . . . In Justus' Kopf jagten sich die Gedanken, als er zum Telefon eilte.

»So, hört's euch an«, forderte er die beiden anderen auf, während er die Kasette und den Verstärker anstellte.

Bob und Peter lauschten gehorsam. Justus setzte sich in seinen Drehsessel, damit er sich ganz auf die Nachricht konzentrieren konnte.

»Hilfe!« rief eine Frauenstimme. »Ich brauche eure Hilfe! O bitte, helft mir!« Maureen Melody war so erregt, daß ihr Hilferuf fast zu einer Arie wurde.

»Ein Mörder geht um! Ich ging soeben in den Garten, und da fand ich seinen armen kleinen Körper – tot . . .« Die Stimme versagte ihr, und sie unterdrückte ein Schluchzen.

»Edgar Allan Poe«, stieß sie dann klagend hervor. »Totgeschlagen! Und dann fand ich noch ein Opfer. Einen meiner herrlichen Habichte. Oh, helft mir. Bitte helft mir. Ein Mörder raubt mir meine Vögel!«

Gefahr im tiefen Wald

»Als ich eure Karte fand und sah, daß ihr Detektive seid«, sagte Maureen Melody, »da kam es mir vor wie eine Himmelsbotschaft.«

Die drei ??? waren zu ihrem Haus zurückgeradelt und saßen nun bei ihr in dem schalldichten Zimmer.

»Die Polizei wollte ich nämlich nicht anrufen.« Miss Melody

hob die Hand, um den Papagei auf ihrer Schulter zu streicheln. »Ich bin da schon öfter in Schwierigkeiten geraten. Immer wieder erscheint ein Polizist bei mir und richtet mir aus, daß sich die Nachbarn über meine gefiederten Lieblinge beschwerten. Aber worüber wollen sie sich eigentlich beschwerten?«

Vielleicht gehören Ihre Nachbarn zu den unverschämten Zeitgenossen, die ab und zu ihre Ruhe haben möchten«, dachte Peter. Doch er sagte nichts.

Der Erste Detektiv untersuchte aufmerksam die beiden toten Vögel, die auf einem weißen Tuch, auf dem Tisch lagen. Der Schädel der Elster war zertrümmert wie von einem Knüppelschlag, aber an dem Habicht waren keine Spuren von Gewaltanwendung festzustellen. Vielleicht war er vergiftet worden«, dachte Justus.

»Was bekommen Ihre Habichte zu fressen?« fragte er Miss Melody.

»Fleisch natürlich«, antwortete sie. »Habichte sind ja Fleischfresser. Und als Greifvögel sind sie auch sehr geschickte Jäger, die selbst Beute machen. Mäuse und Ratten und Kaninchen und . . .« Sie machte eine vage Bewegung mit der molligen weißen Hand. »Was ihnen eben so begegnet. Ich fürchte, da geht es nicht immer sehr gesittet zu.«

»Grausam«, kreischte der Papagei auf ihrer Schulter, »grausam, grausam.«

Justus nickte. »Wo haben Sie die toten Vögel gefunden?«

»Edgar Allan Poe lag am Rand des Rasens. Und als ich ihn aufhob, meinen armen Liebling, da sah ich . . .« Sie zog ein kleines Spitzentaschentuch hervor und drückte es sich gegen den Mund, ganz überwältigt von der schockierenden Erinnerung. »Mein herrlicher Habicht lag zwischen den Bäumen am Boden«, brachte sie schließlich mühsam hervor. »An dem Platz, wo ich immer das Futter hinlege. Aber er fraß nicht. Er lag einfach da . . . und bewegte sich nicht mehr.«

Justus schüttelte mitfühlend den Kopf.

»Könnten wir uns die Stelle ansehen?« meinte er.

»Natürlich.« Maureen Melody sah zur Glastür hinaus. Draußen war es schon fast dunkel. »Ich will nur eine Taschenlampe holen«, sagte sie.

»Brauchen Sie nicht«, wehrte Justus ab. »Wir haben selbst welche dabei. Wenn Sie uns die Stelle zeigen, können wir von dort aus systematisch das Gelände absuchen.«

Die Vögel waren ruhig geworden, nachdem die Sonne untergegangen war. Als die drei ??? mit ihren Taschenlampen Miss Melody über den Rasen folgten, konnten sie aus den dunklen Baumkronen nur hin und wieder einen Eulenkuckuck oder das spöttische Keckern eines Kakadus hören.

»Genau hier lag Edgar Allan Poe«, sagte Maureen Melody mit brüchiger Stimme. Sie blieb stehen und zeigte auf den Boden. Justus leuchtete die Stelle an. Er bückte sich und hob eine blutbefleckte Feder auf. Miss Melody erschauerte.

»Und der Habicht lag da drüben.« Sie zeigte hin. »Und jetzt . . . Entschuldigt bitte, aber ich muß wohl ins Haus und mich hinlegen.«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust, als wolle sie sich selbst Trost spenden, und lief rasch ins Haus zurück.

Justus bedauerte es durchaus nicht, daß sie ging. Maureen Melody war ihm sehr sympathisch, aber ihr Kummer erschwerte es ihm, sich auf die vor ihm liegende Aufgabe zu konzentrieren.

Er schritt zu der Stelle hinüber, wo der tote Habicht gefunden worden war. Hier gab es keine Federn. Auch keine Fleischreste. Wenn der Habicht vergiftet worden war, hatte er entweder vor seinem Verenden alles aufgefressen, oder – Justus hielt das nicht für ausgeschlossen – derjenige, der ihm das Gift verabreicht hatte, war nochmals hergekommen und hatte die Reste beseitigt.

Sorgfältig leuchtete er den Boden im Umkreis ab.

»Verflixt«, sagte er nachdenklich.

»Was ist denn?« Bob konnte der Überlegung des Ersten Detektivs nicht ganz folgen.

»Der Boden ist steinig.«

Näher mochte sich Justus nicht dazu äußern. Schließlich gab es etwas zu tun.

»Schön«, sagte er. »Wir trennen uns. Bob, du übernimmst diese Seite des Waldes. Und Peter, du gehst zu der anderen Seite drüben. Ich nehme mir die Mitte vor. Alles klar?«

»Klar«, bestätigte Peter. »Aber erst will ich noch eines von dir wissen, Justus, ja?«

»Na, was denn?«

»Was suchen wir?«

»Fußspuren.« Justus richtete den Strahl seiner Lampe wieder auf den Boden. »Hier hat er keine hinterlassen, weil das Gelände zu steinig ist. Aber vor ein paar Tagen hat es geregnet, und unter den Bäumen müßte es reichlich weiches Erdreich geben. Aus der Äußerung von Miss Melody über ihre Nachbarn schließe ich, daß nicht viele Besucher herkommen. Wenn wir also Fußabdrücke eines Menschen finden, dürften sie die des – na ja, des Mörders sein.«

»Großartig«, hielt ihm Peter entgegen. »Und wenn wir nun diese Spuren finden, was machen wir dann? Einen Gipsabguß anfertigen und ermitteln, wo er seine Schuhe kauft?«

Justus seufzte.

»Blinky«, setzte er Peter geduldig auseinander. »Sind dir seine Schuhe nicht auch aufgefallen? Sie waren ziemlich groß und vorn ungewöhnlich zugespitzt. Kapiert ihr's jetzt?«

»Sicher«, meinte Bob. »Wenn wir Abdrücke von spitzen Schuhen finden, dann stammen sie vermutlich von Blinky. Und wenn sie vorn nicht spitz sind, dann erkennen wir daraus etwas anderes.«

»Nämlich, daß sie nicht von Blinky stammen können.« Peter nickte. »Was machen wir, wenn wir etwas finden?«

»Mit der Taschenlampe blinken«, wies ihn Justus an. »Dreimal lang und dreimal kurz, bis als Antwort auch ein Signal kommt.« Die drei ??? gingen auseinander, und jeder verschwand in dichtem Gehölz.

Justus duckte sich leicht und arbeitete sich Schritt für Schritt vorwärts, während er den Boden vor sich in einem großen Lichtkreis erfaßte. Er hatte allerdings Pech gehabt, als er den mittleren Teil des Waldes für sich wählte, denn auf diesem Gelände gab es überall dichtes Gebüsch und schmale geschotterte Wege. Weiches Erdreich fand sich nur hier und da, und eine Fußspur schon gar nicht.

Er fragte sich gerade, ob die anderen wohl mehr Glück haben mochten, als ihm plötzlich etwas auffiel. Er blieb stehen. Der Lichtkegel seiner Lampe beschien im Gebüsch zu seiner Rechten etwas Dunkles.

Er sah kurz hin, dann bückte er sich schnell und ging gespannt näher heran. Er kniete nieder und leuchtete die Stelle an.

In diesem Moment kam aus dem Dunkel ein durchdringender Eulenschrei – an sich keine Ablenkung für Justus, aber dadurch nahm er die kaum merkliche Bewegung hinter sich nicht wahr.

Und so hörte er dann nur ein leises Schwirren. Instinktiv wich er aus. Als der schwere Knüppel herniedersauste, verfehlte er knapp seinen Kopf, piff an seinem Ohr vorbei und traf ihn hart an der Schulter.

Sekundenlang war Justus' rechter Arm völlig gelähmt vor Schmerz. Er hatte gerade noch die Kraft, die Lampe nicht loszulassen. Er ließ sich auf den Rücken fallen und preßte sie gegen seine Brust.

Dabei richtete sich der Lichtstrahl nach oben. Er glitt über einen schwarzen Regenmantel und machte Halt auf dem Gesicht eines Mannes.

Viel war von dem Gesicht allerdings nicht zu sehen. Nur die Nase und die dunklen Brillengläser vor den Augen wirkten wie Lichtungen in dem Urwald schwarzen Haares, das Kinn, Oberlippe und den größten Teil der Wangen bedeckte.

Einen Augenblick lang stand der Mann starr und geblendet in der Helligkeit. Dann drehte er sich um und verschwand im Gebüsch.



Justus hat mein ganzes Mitgefühl. Einen so schmerzhaften Hieb einstecken und einen bisher harmlos scheinenden Bekannten als brutalen Schläger erleben zu müssen – das ist schon hart.

Justus machte keinen Versuch, ihm zu folgen. Er rappelte sich auf und rieb sich die Schulter, bis der Schmerz in seinem Arm nachließ. Als das taube Gefühl allmählich wich, richtete er das Licht seiner Lampe seitwärts und hielt in regelmäßigen Abständen die Hand davor, um das vereinbarte Signal zu geben. Dreimal lang, dreimal kurz. Das wiederholte er so oft, bis Peters Antwortsignal durch die Bäume kam.

»Justus?«

»Hier!« rief er zurück.

Peter arbeitete sich aus dem Gebüsch hervor. Gleich darauf kam auch Bob aus seinem Gebiet dazu. Justus massierte wieder seine Schulter. Es tat noch immer ziemlich weh. Seine Freunde musterten ihn besorgt.

»Was ist denn passiert?« fragte Bob.

»Parker Frisbee«, erklärte Justus. »Er wollte mich mit einem Knüppel außer Gefecht setzen. Zum Glück konnte ich ihn mit der Lampe blenden, und das hat ihn dann verscheucht. Dort hinüber ist er gelaufen.« Justus zeigte mit seinem schmerzenden Arm die Richtung an.

»Bob, du hast ihn wohl nicht gesehen oder gehört, oder?«

Bob schüttelte den Kopf. »Die Büsche stehen so dicht«, bekannte er, »daß ich noch gar nicht weit gekommen war. Falls er zum Tor wollte, wäre er sowieso nicht in meiner Nähe vorbeigekommen.«

»Meint ihr, wir sollten ihm nachgehen?« fragte Peter zaghaft an. Die Vorstellung, zwischen dunklen Bäumen Jagd auf einen mit einem Knüppel bewaffneten Mann machen zu müssen, behagte ihm überhaupt nicht.

»Nein.« Justus gefiel dies ebensowenig. Außerdem gab es für

ihn hier an Ort und Stelle ja noch etwas zu tun. »Ich habe etwas gefunden«, berichtete er.

Er drehte sich um und richtete den Schein seiner Lampe in die Büsche, bis das, was er vor dem Zwischenfall erspäht hatte, im Lichtkreis deutlich zu sehen war. Er kniete wieder nieder und untersuchte es. Auch Bob und Peter gingen neben ihm in die Knie.

»Ach du Schande«, sagte Peter leise. »Das sieht aus wie . . .«

»Ja«, bestätigte Justus. »Genau das ist es. Eine tote Taube.«

Es war kein schöner Anblick. Der Kopf und ein großer Teil des Rumpfes waren abgerissen, klar zu erkennen waren nur noch der blutbefleckte Schwanz, ein Stück eines Flügels und die Beine.

Justus hob den einen Fuß an. Um die Fessel war ein dünner Streifen Aluminiumfolie befestigt. Justus nahm ihn ab und hielt ihn dicht an Bobs Lampe. Die Folie war gefaltet, als sei etwas dazwischen verborgen. Der Erste Detektiv klappte das Metall sorgfältig auf und fand einen zusammengefalteten Zettel.

Es war nur ein winziges Stück weißes, dünnes Papier, kaum größer als eine Briefmarke. Und es war beschrieben.

Die drei ??? steckten die Köpfe zusammen und versuchten, die Schrift zu entziffern.

»Da blick' ich nicht durch«, war Peters Kommentar.

Justus mußte zugeben, daß auch er ratlos war. Er konnte nicht einmal erkennen, welcher Schrift die handgeschriebenen Buchstaben angehörten. Sie waren ganz anders als lateinische Schriftzeichen. Er nahm auch nicht an, daß es griechische Buchstaben waren. Viel eher sahen sie aus wie . . .

»Chinesisch könnte das sein«, brachte Bob vor. »Oder Japanisch, ja, das am ehesten. Es erinnert mich an die Schrift in den japanischen Büchern und Zeitschriften in der Bibliothek. Hier in der Stadt gibt es viele Japaner, die zu unseren Lesern gehören, und die japanischen Bücher muß ich dann immer einräumen.«

Justus nickte nachdenklich und steckte den Zettel in seine

Hemdentasche. Dann beugte er sich vor und betrachtete wieder die tote Taube.

»Seht mal«, sagte er aufgeregt. »Schaut euch den linken Fuß an.«

Bob und Peter taten wie geheiß.

Füße und Beine der Taube waren bei der Untat offenbar nicht verstümmelt worden – und doch hatte sie an einem Fuß nur zwei Zehen.

Ein verstohlener Schmaus

»Ich bin euch aufrichtig dankbar, muß ich sagen«, erklärte Albert Hitfield. »Ich habe so selten Gelegenheit, selbst etwas zu kochen.«

Es war am Morgen nach der Entdeckung der toten Taube. Albert Hitfield und die drei ??? hatten sich in der Küche des Hauses in den Bergen bei Malibu niedergelassen.

Das Haus war einst ein Restaurant namens ›Charlie's Place‹ gewesen. Hitfield hatte es gekauft, nachdem sein Kriminalroman »Dunkles Vermächtnis« verfilmt worden war, und zur Zeit war er noch dabei, es in eine private Residenz umzugestalten. Die Küche hatte nicht umgebaut werden müssen. Sie war ein großer, heller Raum und prachtvoll ausgestattet: Herde, Grill, Backöfen, große Warmhalteflächen, Kühlschränke und – trühen: alles Erforderliche für die Bewirtung von fünfzig bis sechzig Gästen.

Es war ein Wirkungsbereich, bei dessen Anblick jeder normale Küchenchef die Ärmel aufkrepeln und Menüs mit fünf Gängen in Angriff nehmen würde. Leider aber war Hoang Van Don, Albert Hitfields vietnamesischer Hausmann, kein normaler Küchenchef. In der ersten Zeit hatte Don seinen Speise-

zettel aus der Fernsehwerbung übernommen. Tiefgefrorene Pizza, Fischstäbchen und Spaghetti-Fertigmenüs waren mit entnervender Monotonie auf dem Hitfieldschen Eßtisch gelandet.

Jener Zeit trauerte der erfolgreiche Autor nun allerdings ein wenig nach, obgleich er sich das nie hätte träumen lassen. Vor einigen Monaten hatte Don auch die belehrenden Sendungen im Fernsehen entdeckt. Mit Hingabe verfolgte er eine Serie über Vollwertkost, die als Delikatessen kalte geriebene Steckrüben und rohen Fisch empfahl.

Jetzt war Don nicht im Hause, denn es gab für ihn etwas zu erledigen, worum ihn die drei ??? gebeten hatten.

»Rührei mit Speck und Grillwurst und Schinken und – wenn wir schon dabei sind – selbstgemachte Pommes frites?« schlug Hitfield seinen drei jungen Besuchern vor, während er seine Einkäufe aus dem Gemischtwarenladen am Ort auspackte.

Peter klang das wie Musik in den Ohren. Er entsann sich einer Mahlzeit im Haus des Schriftstellers, die einzig und allein aus gekochtem Naturreis bestanden hatte.

»Was ist denn zur Zeit Dons Masche?« erkundigte er sich.

»Müssen Sie immer noch rohen Fisch essen, Mr. Hitfield?«

»Das war ja noch Gold.« Albert Hitfield schnippte emsig Kartoffeln zu Stäbchen. »Gestern gab es zum Abendessen Seetang.«

Peter schüttete die Kartoffeln in einen Drahtkorb und tauchte ihn dann in heißgemachtes Öl. Bob legte Schinken und Würste auf den brutzelnden Grill, und Hitfield humpelte zu einem Kühlschrank, um die Eier zu holen.

Hitfield hatte früher als Privatdetektiv in New York gelebt. Während er sich von einer schweren Beinverletzung erholte, hatte er begonnen, Kriminalromane zu schreiben. Noch immer mußte er am Stock gehen.

»Wie praktisch, daß Dons Freund so weit weg wohnt«, fand Hitfield, als man sich zum Essen um den Küchentisch setzte.

Don war weggefahren, um einen japanischen Freund aus sei-

nem Karate-Lehrgang in einem Fitness-Studio in Malibu aufzusuchen. Er hatte es gern übernommen, diesen Freund um die Übersetzung des Textes zu bitten, der den Jungen am Vorabend in die Hände gefallen war.

»Es dauert noch mindestens zwei Stunden, bis Don zurückkommt«, fuhr der Hausherr fort. »Da haben wir auch Zeit, vorher noch alles sauberzumachen und aufzuräumen.« Er lächelte Justus über den Tisch hinweg an. »Na, Justus, keine Pommes für dich?«

Justus schüttelte höflich den Kopf. Er kam sich enorm standhaft vor, weil er auf die Pommes frites verzichtete, aber ansonsten war das Essen für ihn ein Hochgenuß. Schließlich waren Rührei und Speck und selbst die Grillwürstchen keine so schlimmen Dickmacher.

»Und jetzt sag mal, was wird da gespielt mit Geheimbotschaften auf Japanisch?« wollte Albert Hitfield nun von Justus wissen. »Oder dürfen gewöhnliche Sterbliche noch nichts davon erfahren?«

Der Erste Detektiv zögerte. Freilich hatten sie einmal in einem Fall – dem ›Narbengesicht‹* – mit dem Hausherrn von ›Charlie's Place‹ zusammengearbeitet, und er wußte, daß Hitfield sich auch seither für die Aktivitäten der drei ??? interessiert hatte. Nur wußte eben Justus selbst noch in keiner Weise, worum es bei den rätselhaften Vogelmorden eigentlich ging.

Er berichtete, wie sie den Zettel mit der Mitteilung am beringten Bein einer toten Taube gefunden hatten und wie Bob gleich auf japanische Schriftzeichen getippt hatte, was sich bei einer Überprüfung in der Bücherei auch bestätigt hatte.

»Jedenfalls freut es mich sehr, daß ihr bei dieser Sache an mich gedacht habt«, meinte Hitfield. »Oder besser an Don. Ein so köstliches Mittagessen gab es hier seit Monaten nicht mehr.«

Er griff nach seinem Krückstock, den er über die Stuhllehne

* Siehe Alfred Hitchcock, *Die drei ??? und das Narbengesicht*, erschienen im Franckh Verlag.

gehängt hatte, und stemmte sich von seinem Sitz hoch. »Und nun beseitigen wir lieber alle verräterischen Spuren, die auf unseren Schmaus hindeuten, ehe Don wiederkommt. Er würde es mir sonst bis an mein Lebensende vorhalten, daß ich mich an bürgerlicher Kost gelabt habe.«

Die drei Jungen hatten gerade den Grill gereinigt und die letzten gespülten Teller wieder ins Regal gestellt, als sie den Wagen des vietnamesischen Hausmanns auf der Zufahrt ankommen hörten.

»Rasch – nach nebenan«, drängte Albert Hitfield. Er humpelte voran in das große Wohnzimmer mit der Fensterfront zum Ozean und ging zu der bequemen Sitzgruppe. Sie nahmen alle um den niedrigen Tisch Platz.

Justus hörte, wie am Hintereingang zur Küche die Tür ging. Don war also wieder im Haus. Der Erste Detektiv richtete sich gespannt in seinem Stuhl auf. Nun würde er gleich erfahren, wie die Nachricht vom Fuß der toten Taube lautete. Das würde ihn dem Verständnis – und, wie er hoffte, der Lösung – des Rätsels um die Vogelmorde näherbringen.

Er wartete. Die Spannung äußerte sich bei ihm als Kitzeln im Nacken.

Er hörte den Vietnamesen in der Küche hin- und hergehen. Einmal verhielt er den Schritt. Justus glaubte ein Schnüffeln zu hören.

Nach geraumer Zeit erschien Hoang Van Don dann endlich bei den Bücherregalen, die Hitfields Arbeitsbereich vom Wohnraum trennten.

»Hallo!« Justus sprang auf. »Und wie lautet der Text?«

Der Vietnamesese blieb ein paar Schritte vor dem Tisch stehen, die Hände in die Hüften gestemmt.

»Erst ich habe Frage«, sagte er. »Frage ist: Was . . .«

»Bitte«, flehte Justus förmlich. »Bitte! Die Nachricht – wie lautet sie?«

Don zögerte mit gefurchter Stirn. Dann kam er offenbar zu einem Entschluß.

»Gut«, meinte er schließlich. »Ich antworte deine Frage zuerst. Dann du antwortest meine.«

Er zog einen kleinen Zettel aus der Tasche und warf einen Blick darauf. »Nachricht heißt: ›Heute keine Perlen‹.«

»Heute keine Perlen«, wiederholte Justus nachdenklich. In seinem Gehirn jagten sich die Gedanken. Perlen. Tauben. Tote Habichte und Elstern. Parker Frisbee.

»Und nun du antwortest meine Frage«, gebot der Vietnameser streng. »Was ist dieses furchtbare, häßliche Gestank in Küche?«

Showdown?

Sobald die drei ??? Albert Hitfields Haus verlassen hatten, fuhren sie auf dem schnellsten Weg in ihre Zentrale.

So viele unbeantwortete Fragen plagten Justus, daß er es kaum abwarten konnte, sich in den Drehsessel hinter seinem Schreibtisch zu setzen und sie mit Bob und Peter gründlich zu diskutieren. Dieser Fall mußte jetzt unter allen Gesichtspunkten durchdacht werden, fand er.

Die Jungen schoben ihre Fahrräder in den Schrottplatz und machten sich auf den Weg zu ihrem versteckten Wohnwagen. »Aha, da seid ihr ja.« Justus' Tante Mathilda trat aus der Bürobaracke und stellte sich ihnen in den Weg.

Tante Mathilda war eine sehr nette Frau und hatte Justus liebevoll aufgenommen, als seine Eltern ums Leben gekommen waren. Nur hatte sie eine kleine Schwäche. Gesunde, aufgeweckte Jungen sah sie am liebsten bei der Arbeit.

Und auch jetzt hatte sie Arbeit für die drei. Eine Ladung Winkeleisen, die Onkel Titus gekauft hatte, mußte sortiert und in Holzkisten verstaut werden.

Justus seufzte beim Anblick des hohen Metallbergs. Er wußte

schon: Wenn Tante Mathilda sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, gab es kein Entrinnen. Die Arbeit würde sie mindestens zwei Stunden kosten, rechnete er sich rasch aus.

Es dauerte sogar noch ein wenig länger, denn als sie dachten, nun sei es geschafft, mußte Tante Mathilda unbedingt noch jede Kiste mit Winkeleisen inspizieren, ehe sie die Jungen in die Freiheit entließ.

»Alles in Ordnung«, sagte sie schließlich. »Gut habt ihr gearbeitet. Jetzt könnt ihr wieder an eure Denksportaufgaben gehen.« Justus hatte seine Tante nie darüber aufgeklärt, daß er, Bob und Peter richtige Detektive waren. So glaubte Tante Mathilda, sie gehörten zu einem Klub, der zusammenkam, um Rätsel aus Zeitungen und Illustrierten zu lösen.

Er wartete, bis sie wieder im Büro war, und dann gingen die drei zu ihrer Freiluft-Werkstatt. Dort schob Justus das Eisengitter zur Seite, das unauffällig an einer alten Abzugspresse lehnte.

Dahinter aber war der Eingang zu einem Geheimtunnel, der in die Zentrale führte – eine weite Röhre aus Wellblech, die sie Tunnel II nannten. Die drei Jungen krochen in die Röhre, und der letzte, Peter, zog das Gitter hinter sich wieder an die alte Stelle.

Als Justus am Ende des Tunnels angelangt war, drückte er die Luke über seinem Kopf hoch und kletterte in das Büro der drei ??? hinauf.

Sein erster Blick galt dem Anrufbeantworter neben dem Telefon. Kein Licht. Keine Nachricht für sie. Er nahm hinter dem Schreibtisch Platz. Peter fläzte sich in einen alten Schaukelstuhl und legte die Füße auf eine ausgezogene Schublade des Aktenschanks. Bob setzte sich auf einen Hocker, den Rücken gegen die Wand gelehnt, und zog sein Notizbuch heraus.

Wie üblich eröffnete Justus die Diskussionsrunde.

»Perlen«, sagte er. »Die kommen ja in diesem Fall recht zahlreich vor.«

»Genau wie Tauben«, warf Peter ein, während er Cäsar beobachtete, der munter in seinem Taubenhaus aus Maschendraht

umherhüpfte. »Mit zwei Zehen. Mit drei Zehen. Lebendig und tot.«

»Perlen«, wiederholte Justus unbeirrt. »In der Nachricht hieß es ›Heute keine Perlen‹. Maureen Melody begeistert sich für Perlen. Sie hatte eine Elster, die ihr immer wieder Perlen brachte.«

»Edgar Allan Poe.« Bob sah von seinen Notizen auf und nickte. »Er kam mit einer Perle im Schnabel ans Haus, als wir dort waren. Und Miss Melody sagte: ›Das ist schon die dritte Perle, die er mir in diesem Monat gebracht hat.«

»Und dann hat jemand Edgar Allan Poe getötet«, fuhr Justus nachdenklich fort. »Vermutlich Parker Frisbee. Und Frisbee ist ein Juwelier, der Perlen kauft und verkauft. Wenn es sich also in diesem geheimnisvollen Fall in erster Linie um Perlen dreht . . .«

Justus verfiel manchmal in eine ziemlich geschwollene Sprache, wenn er laut dachte. »Wenn also Perlen als Hauptmotiv fungieren, dann müssen wir uns fragen: Was haben die Tauben damit zu tun? Wo ist das Bindeglied?«



Was meint ihr, könnten die Tauben selbst das Bindeglied sein? Etwa so: Ein Lieferant kann eine Ware nicht wie üblich senden. Statt dessen benachrichtigt er den Empfänger schriftlich: »Lieferung heute nicht möglich.« Die große Frage allerdings lautet noch: Wer ist wer?

Er brach ab. Das Telefon klingelte. Justus schaltete den Lautsprecher ein, damit die beiden anderen mithören konnten, was der Anrufer sagte. Dann nahm er den Hörer ab.

»Hallo. Die drei Detektive«, meldete er sich.

»Hallo. Ist dort Justus Jonas?« Es lag Besorgnis in der Männerstimme, die ihnen irgendwie bekannt vorkam. »Ich möchte Justus Jonas sprechen.«

»Am Apparat«, bestätigte Justus.

»Oh.« Eine Pause entstand. »Hoffentlich erinnerst du dich an mich. Wir sind uns vor zwei Tagen im ›Seahorse‹ begegnet. Ich habe dort ein Paket stehenlassen. Das heißt, ich habe es vergessen. Und als ich später danach fragte, sagte mir die Kellnerin, das hättet ihr wohl mitgenommen.«

Justus legte die Hand über die Sprechmuschel. »Blinky«, flüsterte er den beiden Freunden aufgeregt zu.

»Hallo?« Nun hörte sich die Stimme des Mannes richtig beunruhigt an. »Hallo? Bist du noch dran?«

»Ja, natürlich. O ja, ich erinnere mich durchaus an die Sache, sehr genau.«

Wieder eine Pause, diesmal noch länger.

»Habt ihr es nun?« fragte der Mann schließlich. »Habt ihr mein Paket?«

»Ja, ja«, antwortete Justus. »Eine große quadratische Kiste, mit Mull bespannt. Sie ist in Sicherheit. Wir haben sie aufbewahrt und hofften, Sie würden sich melden.«

»Oh.« Das klang nun merklich erleichtert. »Das ist wirklich nett von euch. Da habt ihr Jungen ja eine Belohnung verdient. Wenn ihr mir die Kiste wiederbringt, werde – werde ich euch für eure Mühe zwanzig Dollar zahlen.«

»Vielen Dank«, erwiderte Justus. »Und wohin sollen wir sie bringen?«

»Nun, ich weiß, wo du wohnst . . . das heißt, ich weiß, daß ihr drei in Rocky Beach wohnt, also könnten wir uns ja dort irgendwo treffen, nicht? Sagen wir, auf dem Parkplatz der Trustee Bank.«

»Ja, gut«, bestätigte Justus. »Um welche Zeit würde es Ihnen passen?«

»Heute abend um neun?«

Auch damit war Justus einverstanden.

»Also dann um neun«, wiederholte der Mann mit gehetzter Stimme.

»Hat man Töne?« meinte Peter, als Justus aufgelegt hatte.

»Zwanzig Dollar!«

Der Erste Detektiv hatte ihn offenbar gar nicht gehört. Er zupfte an seiner Unterlippe und dachte konzentriert nach.

»Den Stoff habe ich aufbewahrt.« Bob öffnete den Aktenschrank. »Sollen wir Cäsar wieder in den kleineren Käfig setzen und den Mull darüberspannen, wie es ursprünglich war?« Justus ließ sich mit der Antwort eine volle Minute Zeit, dann schüttelte er den Kopf. »Wir wollen uns erst mal damit befassen, was Blinky sagte«, überlegte er laut. »Er sagte: ›Ich weiß, wo du wohnst.‹ Dann verbesserte er sich: ›Das heißt, ich weiß, daß ihr drei in Rocky Beach wohnt.‹ Das müßte ihm aus der Vorwahlnummer auf unserer Karte klargeworden sein. Aber wie er sich zuerst ausdrückte, das hat ihn verraten. Er weiß genau, wo ich wohne.«

»Also war das Blinky, der in der ersten Nacht die Tauben vertauscht hat?« warf Bob ein.

»Ganz klar«, bestätigte Justus. »Ich hatte das schon geahnt. Folglich wußte Blinky auch, daß ich flunkerte, als ich es so darstellte, als hätten wir die Kiste nicht aufgemacht. Er wußte, daß ich bluffte, aber das überging er. Und wenn wir nun die Kiste so zurückbringen, wie sie war, dann bedankt er sich . . .«

»Und gibt uns zwanzig Dollar . . .«, ergänzte Peter.

»Und entschwindet mit Cäsar und tut so, als müsse unter der Bespannung immer noch seine Taube mit den zwei Zehen sitzen. Und damit wären wir dann unsere ergiebigste Spur in dem ganzen Fall los.«

»Was sollen wir also tun?« fragte Bob.

»Wir machen Nägel mit Köpfen. Ein Showdown wie im Film«, erklärte Justus. »Wir setzen ihm Cäsar im unbedeckten Käfig vor. So können wir Blinky vielleicht dazu bringen, uns ein paar Fragen zu beantworten. Was hältst du davon, Peter?«

Peter kratzte sich am Kopf. »Na ja«, meinte er skeptisch. »Die zwanzig Dollar lasse ich mir freilich nicht gern entgehen. Aber du hast wohl recht. Wenn wir diesen Fall jemals lösen wollen, brauchen wir einige Informationen von Blinky.«

Bob und Peter mußten zum Abendessen nach Hause. Ehe sie

losfahren, verabredeten sich die drei ??? noch: zehn vor neun auf dem Parkplatz der Trustee Bank.

Um halb neun schnallte Justus den kleinen Käfig mit Cäsar auf den Gepäckträger seines Fahrrads und fuhr in die Stadt.

Die Bank war in der Main Street, nicht weit von Frisbees Juweliersgeschäft. Justus schob sein Rad auf den Parkplatz hinter dem großen weißen Gebäude. Jetzt, nach Geschäftsschluß, waren hier nur wenige Wagen abgestellt, und der große Platz, den an drei Seiten Bürogebäude umgaben, lag schon in der Dämmerung.

Justus lehnte das Fahrrad gegen die Mauer der Bank, schaltete den Dynamo aus und nahm den Käfig vom Gepäckträger.

Er sah sich um. Nur fünf oder sechs Fahrzeuge standen auf dem dunklen Platz, und alle waren leer.

Justus blickte auf die Uhr. Viertel vor neun. Noch fünfzehn Minuten bis zu dem vereinbarten Treffen mit Blinky. Fünf Minuten bis zur verabredeten Ankunft von Bob und Peter. Er beschloß, lieber an der Einfahrt zum Parkplatz, die noch im Licht der Straßenlampen lag, auf die Freunde zu warten. Nach zwei Schritten ließ ihn etwas zusammenzucken.

»Bleib stehen wo du bist, Junge!«

Die Stimme drang aus dem Schatten hinter ihm.

Justus tat wie geheißen. Er blieb stehen, den Käfig an sich gedrückt.

»Und nun dreh dich langsam um.«

Justus drehte sich um, so langsam er konnte.

Aus dem Halbdunkel trat eine Männergestalt auf ihn zu. Der Mann hielt etwas in der vorgestreckten rechten Hand. Justus sah es glänzen, sogar hier im trüben Licht . . .

Der vernickelte Lauf einer Pistole! Er starrte wie gebannt darauf.

»Stell jetzt den Käfig vor dir ab.«

Justus bückte sich und setzte den Käfig auf den Boden. Der Mann kam noch näher. Während er Justus mit der Waffe in Schach hielt, beugte er sich über den Käfig und betrachtete ihn

genau. Er wollte sich wohl vergewissern, daß die Taube darin war, dachte Justus.

»Gut.«

Der Mann richtete sich auf. Einen Augenblick lang war er für Justus deutlich zu erkennen: ein glänzender schwarzer Regenmantel, eine dunkle Brille und ein wuchernder schwarzer Bart, der fast das ganze Gesicht bedeckte. Parker Frisbee!

»Jetzt dreh dich um und leg dich auf den Bauch.«

Zum ersten Mal fiel Justus auf, daß die Stimme des Mannes eigenartig tonlos und mechanisch klang. Es hörte sich an, als bereite ihm das Sprechen große Mühe. Er hat fast ebensolche Angst wie ich, und das versucht er zu verbergen, ging es Justus durch den Kopf.



Setzt der gefährliche Vollbartträger im Dunkeln immer die dunkle Brille auf, um die Auswirkung seiner Untaten nicht so deutlich wahrnehmen zu müssen? Ihr erinnert euch sicherlich an seinen ersten Überfall auf Justus in Maureen Melodys Wald.

Der Mann machte eine drohende Bewegung mit der Pistole. Justus drehte sich um und legte sich flach auf den Boden.

»Die Hände auf den Rücken.«

Als Justus gehorchte, hörte er ein Geräusch wie ein Reißen. Als wenn jemand ein Stück Stoff zerreißt, dachte er. Oder . . . oder ein Stück kräftiges Klebeband von einer Rolle abreißt, ging es ihm im nächsten Augenblick auf. Denn nun wurden ihm unsanft die Handgelenke auf dem Rücken zusammengeklebt. Er versuchte nicht, sich zu wehren. Der Gedanke an den blanken Pistolenlauf ließ ihn stillhalten. Er lag reglos da, und dann wurden auch seine Fußknöchel mit Klebeband gefesselt.

Ruhig blieb er liegen, während sich die Schritte des Mannes entfernten. Irgendwo hinter ihm wurden die Scheinwerfer eines Wagens eingeschaltet. In seiner Lage, an Händen und

Füßen gefesselt, bekam er den Kopf nicht richtig hoch, aber es gelang ihm doch, ihn vorsichtig etwas zu drehen. Er versuchte zu dem Lichtschein hinzuspähen.

Das Auto hatte sich schon in Bewegung gesetzt. Die hereinbrechende Dunkelheit machte es Justus unmöglich, den Wagentyp zu erkennen. Es brauste in etwa zwanzig Metern Entfernung vorbei, wendete mit quietschenden Reifen, fuhr zum Ausgang des Parkplatzes und verschwand auf der Straße.

Justus lag da und machte sich Vorwürfe. Er hätte so vernünftig sein müssen, auf Peter und Bob zu warten, dachte er. Er hätte sich nicht so unvorsichtig auf den halbdunklen Parkplatz wagen sollen. Er hätte sein Fahrrad besser woanders abstellen . . .

Da hörte er Schritte von der Einfahrt her. Der Schein einer Taschenlampe zuckte auf. »Peter!« rief er. »Bob!«

Gleich darauf beugten sich die beiden Freunde über ihn und wickelten behutsam das Klebeband von seinen Hand- und Fußgelenken ab. Justus wälzte sich herum und setzte sich auf. An den Handgelenken tat ihm vom Abziehen des Klebebandes die Haut weh. Er massierte die schmerzenden Stellen, während er den beiden anderen schilderte, was passiert war.

Peter pfiiff durch die Zähne. »Er hatte eine Pistole?«

»Genau das, wenn mich der Augenschein nicht trog.« Justus stand auf. »Allerdings bat ich ihn nicht darum abzudrücken, folglich kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie geladen war.« Er klopfte sich die Hosenbeine ab. »Habt ihr noch etwas mitbekommen?« fragte er.

»Ein Auto«, nickte Bob. »Ein schwarzes Auto.« Er zog die Brauen hoch, nahm die Brille ab und polierte die Gläser am Ärmel. »Und das ist sonderbar, denn ich hielt es für Blinky's Wagen. Ich sah nämlich die Buchstaben am Nummernschild, und die waren MOK. Wie . . .«

»Wie an dem schwarzen Wagen, mit dem Blinky vom ›Seahorse‹ wegfuhr«, vollendete Justus den Satz. »Und wie . . .« Er brach ab, weil er nicht hundertprozentig sicher war. Aber ihm

war der schwarze Wagen eingefallen, der vor ihnen angefahren war, als sie aus Parker Frisbees Juwelierladen gekommen waren. Er hatte ihn nur ganz kurz gesehen, und das hatte nicht gereicht, um sich alle drei Buchstaben auf dem Nummernschild zu merken, aber er war sicher, daß der erste davon ein ›M‹ gewesen war.

»Und was machen wir jetzt?« fragte Peter. »Frisbee hat Cäsar und . . .«

»Und wenn Blinky nun ankommt, was sollen wir ihm dann sagen?« fragte Bob.

Justus sah auf seine Uhr. Es war zwei Minuten vor neun. Der Schrecken über die Pistole saß ihm noch in den Knochen.

»Gar nichts sagen wir ihm«, beschloß er schnell. »Denn wir werden nicht auf ihn warten. Rette sich wer kann – bis morgen früh in der Zentrale.«

›Rette sich wer kann‹ war das Signal, das die drei ??? für solche Notfälle vereinbart hatten. Darauf mußte sich jeder schleunigst in einer anderen Richtung absetzen. So sprangen sie nun alle drei auf die Fahrräder und strampelten los, jeder zum heimatlichen Haus.

In dieser Nacht schlief Justus schlecht. Zu vieles ging ihm im Kopf herum. Wie Peter sehr richtig bemerkt hatte: Cäsar waren sie los. Und es hatte kein Showdown mit Blinky gegeben. Auch Maureen Melody hatten sie nichts weiter zu berichten. Sie konnten ja nicht gut zu ihr gehen und ihr mitteilen, nach ihrer Ansicht habe ihr guter Bekannter Parker Frisbee ihre Vögel getötet. Jedenfalls konnten sie das nicht beweisen. Und was noch schlimmer war: Justus fiel einfach keine vernünftige Erklärung dafür ein, *warum* Frisbee Edgar Allan Poe umgebracht hatte. Falls es überhaupt so war.

Dieser Fall hatte wahrhaftig seine Tücken für die drei ???. Beim jetzigen Stand der Dinge blieb ihnen nur die Hoffnung, daß Blinky noch einmal anrufen und sich erkundigen würde, warum sie nicht zu dem Treffen gekommen waren.

Immerhin würde ihnen das dann die Chance geben, mit ihm zu reden. Wenn Blinky erfuhr, daß Cäsar entführt worden war, konnte er ihnen vielleicht zu einer weiteren Spur verhelfen. Vielleicht hätten sie auf dem Parkplatz doch besser auf ihn gewartet . . . Das war Justus' letzter reuiger Gedanke, ehe er endlich einschlief.

Seit Beginn der Sommerferien hatte Justus zum Frühstück nur sehr wenig gegessen. Toast ohne Belag und entrahmte Milch. Tante Mathilda machte sich in letzter Zeit geradezu Sorgen über seinen ungewohnt geringen Appetit. Als sie am nächsten Morgen Justus gut zuredete, sich Rührei mit Schinken »und hier, die guten Wurstbrötchen« zu nehmen, da war der Erste Detektiv in seiner niedergedrückten Stimmung nicht fähig zu widerstehen. Er aß alles auf, was sie ihm hinstellte, und dann ging er zum Schrottplatz hinüber, um auf die Freunde zu warten.

Er war gerade auf dem Weg zur Werkstatt und zum Tunnel-Eingang Richtung Zentrale, als er sie entdeckte. Sie hatte Justus auch gesehen und kam mit aufgeplusterten Brustfedern anstolziert, um ihn zu begrüßen.

Justus bückte sich, und die Taube ließ sich aufnehmen. Er betrachtete sie genau: jede der glänzenden Flügel- und Schwanzfedern, den schlanken grauen Kopf und die klugen Augen.

Ein klarer Fall. Diese Taube würde er jederzeit wiedererkennen. Ein Irrtum war ausgeschlossen.

Es war Cäsar.

Besucher aus dem Fernen Osten

»Aber sicher, das ist Cäsar«, bestätigte Peter. »Das könnte ich beschwören. Da, diese Zeichnung auf den Schwanzfedern. Und außerdem erkennt er uns auch wieder. Stimmt's, Cäsar?« Die drei ??? hatten sich in ihrem Büro in der Zentrale versammelt. Cäsar war nun wieder in seinem großen Haus, hüpfte munter umher und pickte Maiskörner.

»Parker Frisbee nimmt mir Cäsar mit schußbereiter Pistole ab«, der Erste Detektiv knetete energisch seine Unterlippe, »und ein paar Stunden später bringt er ihn zurück und läßt ihn auf unserem Schrottplatz wieder frei. Warum? Warum? Warum?« Justus kam es so vor, als gebe es in diesem Fall, verglichen mit jedem vorangegangenen, ein vielfaches »Warum«.

»Vielleicht hat er ihn ja gar nicht zurückgebracht.« Die Brille war Bob auf die Nasenspitze gerutscht. Er schob sie hoch.

»Was meinst du damit?« fragte Peter. »Das *ist* doch Cäsar hier, oder etwa nicht?«

»Ich denke da an das Taubenbuch«, erklärte Bob. »Im Zweiten Weltkrieg setzte man Brieftauben zur Nachrichtenübermittlung ein. Wenn die Einheiten vorrückten, mußten sie auch die Taubenschläge mitnehmen. Und da entdeckten sie, daß eine wirklich gut abgerichtete Taube sich in zwei oder drei Tagen an einen neuen Standort gewöhnt . . .«

»Und die flog dann zu ihrer neuen Adresse zurück statt zur alten.« Justus nickte anerkennend. »Ich glaube, du bist da auf etwas Interessantes gestoßen, Bob. Vielleicht gehört Cäsar gar nicht Parker Frisbee, und er wollte ihn zum rechtmäßigen Besitzer zurückbefördern.« Er zog die Brauen zusammen. »Frag mich nicht warum. Und wenn er das vorhatte, dann war es ja das Einfachste, Cäsar einfach aufzulassen, damit er heimfliegt.«

»Und hier ist jetzt sein Zuhause, nicht, Cäsar?« Peter steckte einen Finger durch den Maschendraht und streichelte den

schlanken Kopf der Taube. »Also hast du hierher zurückgefunden, und das finde ich einfach . . .« Er brach ab, denn über den Verstärker ertönte eine Stimme.

»Justus! Justus!«

Das war Tante Mathilda. Justus hatte im Freien ein Mikrofon installiert, damit er seine Tante hören konnte, wenn er in der Zentrale war.

»Justus! Bob! Peter! Wo steckt ihr denn?«

Justus seufzte. Dieser Schlachtruf aus Tante Mathildas Mund hatte normalerweise nur eine Bedeutung: ans Werk. Sie wollte ihnen Arbeit zuschanzen. Er hoffte nur, daß es nicht schon wieder eine Fuhre Winkeleisen war. Vielleicht brauchte sie ja nur Unterstützung beim Bedienen der Kunden, die an Samstagen scharenweise anrückten.

Die drei ??? verließen ihre sorgfältig verborgene Zentrale durch den Ausgang ›Tür IV‹, der sie in den hintersten Bereich des Lagerplatzes entließ. Sie umrundeten einen großen Stapel Bauholz und näherten sich Tante Mathilda von hinten.

Erschrocken zuckte sie zusammen, als Justus ihr die Hand auf die Schulter legte. »Da seid ihr ja«, sagte sie dann. »Ich weiß ja nie, wo ihr Jungen euch verkriecht.«

Justus gab sich Mühe, Einsatzfreude zu zeigen. »Was gibt's zu erledigen?« erkundigte er sich.

Aber diesmal hatte Tante Mathilda die Jungen nicht gerufen, um sie zur Arbeit heranzuziehen. Zwei Männer hatten nach ihnen gefragt, berichtete sie. Sie seien draußen am Tor.

Die beiden Männer standen neben einem grünen Transporter, der an der Straße parkte. Sie waren etwa dreißig Jahre alt, klein und drahtig, und sie trugen T-Shirts und verwaschene Jeans. Beide waren Japaner.

Der eine trat vor. »Ihr seid Justus, Peter und Bob?«

Das bestätigte Justus.

»Ihr kennt Hoang Van Don?«

»Ja, den kennen wir«, antwortete Justus.

Der Mann wandte sich an seinen Gefährten und sagte etwas,

wohl auf japanisch. Der andere Mann nickte und antwortete in derselben Sprache.

»Mein Freund hier heißt Kyoto. Er wäre sehr erfreut, wenn er euch einige Fragen stellen dürfte«, erklärte der erste Mann.

»Leider spricht Kyoto aber kein Englisch. Also werde ich dolmetschen. Okay?«

Justus meinte, das sei in Ordnung.

»Erste Frage. Ihr habt Hoang Van Don eine Nachricht in japanischer Schrift gegeben. Die sollte er von einem japanischen Freund übersetzen lassen. Dons Freund erzählte dann Kyoto von der Sache, weil er Kyotos Handschrift wiedererkannt hatte.«

Das hörte sich für Justus eigentlich nicht wie eine Frage an. Also wartete er.

»Wo habt ihr diese Nachricht her?«

Justus überlegte kurz. Er mußte schließlich nicht antworten. Doch wenn er es tat, überlegte er, dann wäre Kyoto vielleicht seinerseits bereit, einige Fragen zu beantworten.

»Von einer toten Taube«, erwiderte er daher. »Die Nachricht war in einem Ring um ihren Fuß versteckt.«

Der Dolmetscher lächelte höflich. Er drehte sich zu Kyoto um, nahm ihn am Arm und ging mit ihm vor den Kühler des Transporters.

Bob beobachtete die beiden Japaner, wie sie beisammenstanden und sich in ihrer Muttersprache unterhielten. Wie auffallend sie einander glichen! Beide hatten das gleiche schwarze Haar, die gleichen hohen Wangenknochen, die gleiche blaßbraune Haut. Sollte er einem von ihnen auf der Straße begegnen, dann würde er vermutlich nicht wissen, ob es Kyoto oder der Dolmetscher war.

Vielleicht kam aber dieser Eindruck nur daher, daß beide Japaner waren, dachte er dann. Es war immerhin möglich, daß sie einander nicht im geringsten ähnelten. Und vielleicht hatten sie bei ihm, Peter und Justus genau den gleichen Eindruck. Vielleicht sahen für sie alle Europäer ähnlich aus.

Auch Justus sah sich die beiden Männer an, während sie bei ihrem Wagen standen, und forschte nach kleinen Unterschieden in ihrem Äußeren.

»Der grüne Transporter«, flüsterte er plötzlich Bob zu. »Das ist doch der Wagen, dem Blinky vom ›Seahorse‹ aus nachgefahren ist. Wenn wir ihm nachher folgen könnten . . .«

Justus sah zu den beiden Japanern hin. Sie redeten noch immer eifrig miteinander.

»Das Peilgerät«, flüsterte Justus eindringlich. »Ob du das rasch holen kannst?«

»Ich versuch's mal«, flüsterte Bob zurück.

Er trat einen Schritt von Justus weg. »Ich glaube, Tante Mathilda ruft«, sagte er laut, damit der Dolmetscher ihn hören konnte. »Ich seh' mal nach, was sie will.«

Er drehte sich um, ging durchs Tor und sauste zur Zentrale.

»Zweite Frage.« Der Dolmetscher und Kyoto kamen wieder zu Justus zurück. »Wo habt ihr die tote Taube gefunden?«

Wieder überlegte der Erste Detektiv eine Sekunde lang. Obwohl er normalerweise aufrichtig war, gab es Anlässe, bei denen man als Detektiv die Wahrheit ein wenig zurechtbiegen mußte. Besonders wenn es einen Auftraggeber zu schützen galt. Und im Fall der getöteten Vögel war das Maureen Melody. Sie hatte ihn ja angerufen und um seine Hilfe gebeten. Für Justus war die Sache klar: Miss Melody war ihr Auftraggeber. Und ihm oblag es, sie zu schützen.

»Die tote Taube lag auf der Straße«, antwortete er.

»Auf welcher Straße?«

»Am anderen Ende der Stadt.« Das war immerhin nicht falsch. Der Dolmetscher lächelte wieder liebenswürdig. »Dritte Frage«, sagte er. »Wie ist nach eurer Meinung die Taube ums Leben gekommen?«

»Das weiß ich nicht.« Das war nun die reine Wahrheit. Justus hätte die Antwort darauf ja selbst gern gewußt.

»Wie sah der tote Vogel aus? Glaubst du, daß jemand auf ihn geschossen hatte?«

»Nein.« Justus schüttelte den Kopf. »Er sah nicht so aus, als sei er erschossen worden.« Nun hörte er Bob über den Schrottplatz zurückkommen. »Ich dachte, er sei vielleicht gegen ein Auto geprallt«, meinte er noch hilfsbereit.

»Gut. Vielen Dank.« Kyoto und der Dolmetscher wollten wieder zu ihrem Transporter gehen. Gerade kam Bob durchs Tor. Justus trat schnell vor und faßte den Dolmetscher am Arm. »Entschuldigen Sie«, sagte er. »Dürfte ich Ihnen nun vielleicht auch eine Frage stellen?«

Nun brauchte der Dolmetscher seinerseits eine kurze Bedenkzeit.

»Na schön«, meinte er dann.

»Auf diesem Zettel stand ›Heute keine Perlen‹. Zumindest behauptet das Dons japanischer Freund.«

»Ja.«

Bob war inzwischen wieder da und stand hinter Justus. Aus dem Augenwinkel konnte Justus einen kleinen Metallgegenstand in Bobs Hand sehen. Aha, der Signalgeber.

»Gut, und was hat das zu bedeuten?« fragte Justus. »Heute keine Perlen?« Er war ein guter Schauspieler, wenn er es darauf anlegte, und eine seiner besten Rollen war, den Begriffsstützigen zu mimen. »Ich blick' da nämlich überhaupt nicht durch.« Er ließ den Unterkiefer ein wenig hängen und stand da, als könne er nicht bis drei zählen. »Was denn für Perlen? Und warum ›heute keine‹?«

Er gab Bob einen unmerklichen Schubs und trat von ihm weg. Der Dolmetscher und Kyoto folgten Justus zur Motorhaube des Transporters. »Ich wäre Ihnen wirklich dankbar, wenn Sie mir das erklären könnten«, wandte sich Justus wieder an den Dolmetscher.

Dieser lächelte unentwegt höflich.

»Das ist ganz einfach«, fing er an. »Mein Freund Kyoto ist Gärtner. Er hat an der Küste eine Gemüsefarm. Die Produkte verkauft er über einen japanischen Supermarkt, und der Marktleiter muß wissen, was er jeweils anbieten kann . . .«

Justus hörte mit leerem Blick scheinbar zu. Aber er nahm genau wahr, wie Bob zum Heck des Transporters ging. Er sah, wie Bob sich bückte und rasch unter die Stoßstange griff.

»Also schickt Kyoto Brieftauben mit Nachrichten zum Supermarkt«, redete der Dolmetscher weiter. »So teilt er ihm zum Beispiel mit: ›Heute viel Karotten‹. Oder: ›Reichlich Sellerie‹. Dann kann sich der Marktleiter darauf einrichten.«

Justus sah, wie Bob sich aufrichtete und die rechte Hand hob. Das kleine Metall Ding war nicht mehr darin.

»Ah ja«, sagte der Erste Detektiv mit gekonnt einfältiger Stimme. »Und Kyoto züchtet auch Perlen?«

Der Dolmetscher lachte.

»Perlen bedeutet Perlzwiebeln«, erklärte er. »›Heute keine Perlen‹ heißt, daß es keine Perlzwiebeln gibt.«

»Ach so! Vielen Dank.«

Justus behielt seinen begriffsstutzigen Ausdruck noch bei, während Kyoto und der Dolmetscher in den Wagen stiegen und wegfuhren. Regungslos stand er da, bis der Transporter um die Ecke gebogen war.

»Schnell, Bob«, sagte er dann. »Das Peilgerät.«

Das hatte Bob hinter dem Tor abgelegt. Nun holte er es. Das kleine Kästchen mit runden Anzeigeskalen und einer Antenne sah aus wie ein altes Radio, und das war es einst auch gewesen. Justus hatte es zum Peilgerät umgebaut. Er schaltete den Apparat ein.

Piep-piep-piep.

Sofort kam aus dem Kästchen das Signal. Von dem elektronischen Sender, den Bob mit einem Magneten unter dem Transporter befestigt hatte, war es prompt im Empfänger angelangt.

Justus richtete die Antenne mehr nach Süden aus.

Piep-piep-piep. Das war nun schon lauter.

»Sie fahren zur Küste«, stellte Justus fest. »Los, hinterher.«

Peter hatte schon die drei Fahrräder vors Tor gestellt. Justus schnallte das Peilgerät auf seinen Lenker, und los ging's.

Der Erste Detektiv fuhr einhändig. Mit der anderen Hand richtete er die Antenne je nach Bedarf nach links oder nach rechts oder nach vorn aus. Jedesmal, wenn das Piepsen danach wieder lauter wurde, zeigte ihm dies an, in welcher Richtung der Transporter fuhr.

Das Signal hatte eine Reichweite von etwa eineinhalb Kilometern. Also konnten sie dem Transporter ohne Sorge vor Entdeckung mit den Fahrrädern folgen.

Justus nahm nicht an, daß die Verfolgung sehr anstrengend werden würde. Er wußte noch, wie der Motor des Transporters gestottert hatte, als er die Steigung zum Restaurant ›Seahorse‹ hinaufkeuchte. Aber während er dahinstrampelte und die Antenne immer wieder nach dem Signal ausrichtete, wünschte er sich doch, daß es keine zu weite Fahrt werden würde.

Radfahren machte ihm nichts aus, und ihm war auch klar, daß die körperliche Bewegung ihm nur guttat – so konnte er das allzu reichliche Frühstück wenigstens zum Teil »abarbeiten« –, doch er hoffte nur, daß der Transporter nicht nach San Francisco oder sonst einem fernen Ziel wollte.

Perlzwiebeln, dachte er. Kyoto und der Dolmetscher mußten ihn wirklich für einen Trottel gehalten haben, wenn sie glaubten, er würde ihnen das abnehmen. Aber was hatten diese Japaner zu verbergen, wenn sie dabei solchen Aufwand trieben?

Der mysteriöse Mr. Frisbee

Nach einigen Minuten mühsamen Strampelns wurde es Justus zu seiner Erleichterung klar, daß der grüne Transporter nicht nach San Francisco, ja nicht einmal nach Santa Monica fahren würde. Er bog nämlich nicht in die Küstenstraße ein, sondern hielt auf das Zentrum von Rocky Beach zu.

An den Piepstönen und der Ausrichtung der Antenne auf dem Peilgerät stellte er fest, daß der Wagen nun die Main Street entlangfuhr. Er gab Bob und Peter hinter sich ein Zeichen, damit sie das Tempo verlangsamt. Er legte keinen Wert darauf, den Transporter zwangsweise an einer roten Ampel einzuholen. Kyoto und sein Freund, der Dolmetscher, könnten die Jungen sonst im Rückspiegel sehen.

Die drei ??? fuhr an Frisbees Juweliergeschäft und an der Trustee Bank vorbei. *Piep-piep* – und dann plötzlich Stille. Justus hob die Hand. Die drei Jungen hielten an. Noch im Sattel, die Füße auf dem Boden, drehte Justus die Antenne nach links. Kein Piepton. Nun drehte er sie nach rechts. *Piep-piep-piep*. Aha, das Signal kam wieder laut und deutlich herein.

Justus gab ein Handzeichen zum Rechtsabbiegen und fuhr wieder voran, die Querstraße entlang, die in das bergige Gelände vor der Stadt führte.

Wegen der vielen Kurven war es nun schwieriger, den Transporter zu verfolgen. Beim Richtungswechsel fiel der Piepton fast jedesmal ganz aus. Aber das störte Justus nicht, auch wenn manchmal minutenlang kein Signal aus dem Gerät kam. Er glaubte zu wissen, wohin der Transporter fuhr.

Im Hügelland im Nordwesten von Rocky Beach gab es ein kleines Wohngebiet, ein paar Straßenzüge mit schmucken Holzhäusern in gepflegten Gärten. Diese Gegend hieß Klein-Tokio, weil fast alle Häuser Japanern gehörten oder von Japanern gemietet waren.

Als die Jungen Klein-Tokio erreicht hatten, hob Justus wieder die Hand. Die drei ??? machten Halt. Hundert Meter vor ihnen parkte der grüne Transporter in der Einfahrt eines ebenerdigen Holzhauses.

Justus stellte sein Rad auf dem Gehweg ab, und Bob und Peter machten es ebenso. Sie bezogen Posten zwischen den Bäumen, die die Straße säumten, damit sie den Transporter im Auge behalten konnten, ohne vom Haus oder Garten her gesehen zu werden.

»Na schön«, meinte Peter. »Vielleicht wohnt Kyoto also hier, vielleicht aber auch nicht. Was machen wir jetzt?«

Justus gab keine Antwort. Er beobachtete den Transporter. Da sah er auf der Einfahrt einen Mann am Wagen vorbeigehen. Vermutlich war er aus dem Haus gekommen, überlegte Justus. Der Mann ging zur Straße vor. Dort parkte ein kleines rotes Auto. Er schloß auf, stieg ein und fuhr weg.

»War das Kyoto?« Bob konnte es nicht sicher sagen. Die beiden Japaner sahen für ihn so verflücht ähnlich aus.

»Nein.« Justus schüttelte den Kopf. »Das war der Dolmetscher.«

Bob zweifelte gar nicht daran, daß Justus recht hatte. Aber fragen mußte er doch. »Wie kannst du das wissen?«

»Das merkt man an vielem«, erklärte Justus. »Am Gang, an den Augen, an den Ohren. Und ist dir nicht aufgefallen, daß er einen metallbeschlagenen Gürtel trägt und auf seinen Jeans einen Ölfleck hat?«

Nein, das war Bob entgangen. Die scharfe Beobachtungsgabe des Ersten Detektivs erstaunte ihn immer wieder.

»Damit wissen wir nun so gut wie sicher, daß das Kyotos Haus ist«, fuhr Justus fort. »Aber ›so gut wie‹ ist eben nicht gut genug. Man müßte nachschauen, ob auf dem Briefkasten ein Name steht.«

Um das sehen zu können, würden sie allerdings am Haus vorbeigehen müssen.

»Am besten gehst du allein hin, Bob«, beschloß Justus. »Peter ist auffallend groß, und ich bin zu . . .« er zögerte auf der Suche nach dein richtigem Wort, ». . . ich falle durch mein Gewicht auf. Wenn Kyoto zufällig gerade aus dem Fenster sieht, könnte er einen von uns beiden wiedererkennen. Aber du, Bob, wenn du deine Brille abnimmst und deine Windjacke ausziehst, siehst du für ihn wie ein x-beliebiger amerikanischer Junge aus. Er wird nicht darauf kommen, daß er dich schon mal gesehen hat.«

»Okay.« Bob nahm mit gemischten Gefühlen zur Kenntnis, daß er so x-beliebiger aussah, aber jemand mußte ja am Briefkasten

nachsehen. Also steckte er seine Brille in die Hemdentasche, zog die helle Windjacke aus und ging auf das Haus mit dem in der Einfahrt abgestellten grünen Transporter zu. Er schlenderte daran vorüber, ging an dem weißen Briefkasten neben der Einfahrt vorbei, blieb dann stehen und tat so, als müsse er seine Socken hochziehen. Dabei warf er verstohlen einen Blick zurück.

J. KYOTO.

Der Name war in schwarzer Schrift auf den Kasten gemalt. Bob wollte guter Dinge wieder zu den Freunden zurückspazieren, als ihm etwas auffiel. Ohne Brille war er sich nicht ganz sicher, aber es sah so aus, als habe vorher ein anderer Name auf dem Briefkasten gestanden und sei übermalt worden.

Er fand, das müsse er doch näher untersuchen. Auch wenn er riskierte, von Kyotos Haus aus beobachtet zu werden, mußte er dazu die Brille aufsetzen.

Er hatte recht gesehen. Ein anderer Name war mit weißer Farbe überstrichen worden, aber einige der ursprünglichen Buchstaben waren noch zu erkennen. Nur: Wie lange war diese Änderung wohl her?

Nach einem raschen, vorsichtigen Blick zum Haus hin streckte Bob die Hand aus und faßte an den Briefkasten. Die schwarze Farbe der neuen Buchstaben war noch nicht trocken. Also war Kyoto eben erst eingezogen.

Bob war ganz stolz auf seine Entdeckung und seine Schlußfolgerung. Justus hätte das auch nicht besser gekonnt. Nun rasch zurück zu den anderen und berichten!

Doch schon nach zwei Schritten stand er stockstill. Über die Einfahrt kam ein Mann auf ihn zu. Bei seinem Anblick fühlte sich Bob wie gelähmt, ja wie versteinert. Ein Irrtum war nicht möglich. Diese gedrungene Gestalt, das schwarze Jackett, die gestreifte Hose, der buschige schwarze Bart!

»Hallo, hallo – du da!«

Parker Frisbee hatte ihn gesehen. Bob wollte weglaufen, aber die Füße versagten ihm den Dienst. Es war wie in einem jener

Alpträume, wenn man in Gefahr ist und kein Glied rühren kann. Er stand da, und Frisbee kam immer näher auf ihn zu.

Bob dachte: Wenigstens etwas – er hat keinen dicken Stock dabei. Andererseits konnte er natürlich eine Pistole in der Tasche haben . . .

»Triffst sich gut, daß wir uns begegnen.« Frisbee blieb dicht vor Bob stehen. »Ich wollte nämlich mit euch Jungen reden.«

Es war immer so schwierig zu erkennen, ob der Juwelier lächelte oder nicht, weil sein Bart so dicht war. Aber immerhin trug Frisbee die dunkle Brille nicht, und Bob konnte sehen, daß seine Augen doch recht wohlwollend blickten.

»Wo sind denn deine Freunde?« wollte Parker Frisbee wissen. Bob machte eine Handbewegung zu den anderen hin. Erleichtert stellte er fest, daß ihm seine Gliedmaßen wieder gehorchten. Er ging los, auf Justus und Peter zu. Frisbee schritt neben ihm her.

Bob bemerkte aufatmend, daß Justus seine Jacke über den Lenker seines Fahrrads gehängt und darunter das Peilgerät verborgen hatte. Er wartete voll Unbehagen, während Frisbee auf dem Gehweg den beiden anderen gegenübertrat.

»Kommt ihr öfter hierher nach Klein-Tokio?« erkundigte er sich liebenswürdig.

»Ja, da gibt es ein japanisches Restaurant, wo wir manchmal hingehen«, behauptete Justus geistesgegenwärtig. »Peter ißt so gern japanisch.«

»Ach ja – das Fujiyama. Es ist sehr gut. Ich gehe gelegentlich selber hin. Ja, dann . . .« Wieder war Bob nicht sicher, ob Frisbee lächelte oder nicht. »Wie wäre es, wenn ich euch drei zum Mittagessen dorthin einlade?«

Es verschlug Justus glatt die Sprache.

Als er diesem Mann zuletzt begegnet war, hatte er den Ersten Detektiv mit einer Pistole bedroht und ihn auf dem Parkplatz der Trustee Bank an Händen und Füßen gefesselt. Und das vorletzte Mal hatte er ihn mit einem Knüppel angegriffen. Und nun lud er die drei ??? zum Essen ein, als sei nichts gewesen.

»Oh, das ist sehr nett von Ihnen«, brachte er schließlich heraus,
»Vielen Dank, Mr. Frisbee.«

»Dann kommt mit.« Frisbee marschierte flott über die Straße
Die drei ??? schoben ihre Fahrräder hinterher.

Bob trat im Gehen ganz nah an Justus heran und berichtete
flüsternd, was er an Kyotos Briefkasten entdeckt hatte. Justus
nickte wortlos.

Vor dem Restaurant sicherten die Jungen ihre Fahrräder, und
Parker Frisbee führte sie zu einem großen Ecktisch. Der Kellner
begrüßte den Juwelier auf japanisch. Frisbee bestellte das Essen
– auch er in fließendem Japanisch.

»Ich habe einige Jahre in Japan gelebt«, erklärte er beiläufig.
»Ich war dort im Perlenhandel tätig. Also mußte ich wohl
Japanisch lernen.«

Der Kellner brachte eine Teekanne, und Frisbee goß allen ein.

»So«, sagte er dann und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück.

»Wie man hört, betätigt ihr Jungen euch als Privatdetektive.«
Diesmal konnte Bob sehen, daß der Juwelier lächelte. Keiner
der drei ??? erwiderte etwas.

»Und zwar im Auftrag von Miss Maureen Melody«, fuhr
Frisbee fort. »Ihr versucht zu ermitteln, wer ihre Vögel
umgebracht hat.«

Justus nickte.

»Und nun berichtet mir mein Gärtner, Kyoto, daß ihr eine tote
Tauben gefunden habt, die eine Nachricht übermitteln sollte.«
Wieder nickte Justus.

»Eine Nachricht über die Gemüselieferungen für den
japanischen Supermarkt.«

»Keine Perlzwiebeln«, bestätigte Justus.

Danach entstand ein langes Schweigen, während der Kellner ein
Dutzend Gerichte in kleinen Schalen servierte und sie mit dem
Essen begannen.

»Habt ihr die tote Taube in Miss Melodys Garten gefunden?«
fragte Frisbee schließlich.

»Nein.« Justus hatte den Mund gerade voll Reis und Lachs und

Bambussprossen und einer köstlichen Würzsauce. Er mußte erst einmal schlucken. »Wir fanden sie auf der Straße«, erklärte er. Er hatte sich vorgenommen, bei der gleichen Version zu bleiben, die er Kyoto berichtet hatte.

Frisbee nahm seine Eßstäbchen zur Hand. Wieder war es eine Zeitlang ganz still, und alle ließen es sich schmecken.

»Gut.« Der Juwelier hatte seine Mahlzeit beendet. Er tupfte sich den Mund mit der Serviette ab und griff in die Innentasche seines Jacketts.

Peter erstarrte, und seine Hand mit der Gabel, die er gerade zum Mund führen wollte, blieb auf halbem Weg stehen. Frisbee würde sie doch nicht hier mit einer Waffe bedrohen, nicht in einem Restaurant vor anderen Leuten? dachte er erschrocken. Frisbee zog seine Brieftasche heraus.

»Wie ihr wißt, bin ich mit Miss Melody gut befreundet«, sagte er. »Und außerdem ist sie bei mir eine geschätzte Kundin.« Seine Augen leuchteten kurz auf. »Ich weiß, wie schmerzlich der Tod der Vögel für sie ist, und ich möchte alles tun, was in meiner Macht steht, um ihr zu helfen.«

Er öffnete die Brieftasche und nahm etwas heraus. Es war ein Fünfzigdollarschein. Frisbee gab ihn Justus.

»Hier ist ein Honorarvorschuß für euch. Damit ihr fleißig weiterermittelt für Miss Melody. Und wenn ihr herausfindet, wer der Mörder dieser Vögel ist« – er steckte die Brieftasche wieder ein – »dann werde ich euch mit Freuden nochmals fünfzig Dollar geben.«

»Vielen Dank.« Justus steckte den Geldschein ein. »Wir werden unser Bestes tun, Mr. Frisbee«, versprach er.

»Ja, unser Bestes«, wiederholte er draußen auf dem Gehweg, als die drei ??? ihre Fahrräder wieder startklar machten und Parker Frisbee nachsahen, der zügig die Straße entlangschritt.

»Und ob wir das tun werden«, meinte Peter. »Für fünfzig Dollar . . .« Er hielt inne und sah Justus an.

Der Erste Detektiv war tief in Gedanken versunken.

»Wir bringen ihm Cäsar in sein Geschäft«, formulierte er seine

Überlegungen laut. »Wenn es ihm um die Taube gegangen wäre, dann hätte er nur zu sagen brauchen: Ja, ich kenne den Vogel, ich weiß, wem er gehört, und ich werde ihn dem Eigentümer zurückgeben, vielen Dank.«

Er schüttelte den Kopf, als zweifle er seine eigenen Worte an. »Aber statt dessen sagt er: Nein, ich habe Cäsar noch nie gesehen – und läßt uns mit ihm wieder abziehen. Und am nächsten Abend bringt er Cäsar mit Waffengewalt in seinen Besitz.« Er unterbrach sich kurz und schüttelte immer wieder den Kopf.

»Er trifft mit mir in Miss Melodys Park zusammen und greift mich mit einem Knüppel an«, fuhr er dann fort. »Und heute lädt er uns zum Mittagessen ein . . .«

Beim Gedanken daran verzog Justus schmerzlich das Gesicht. Nach dem reichhaltigen Frühstück nun auch noch dieses opulente Schlemmermahl! Aber sei's drum, nun gab es Wichtigeres als Kalorienprobleme. Viel zu viel anderes gab es zu überlegen. »Er lädt uns also ein«, wiederholte Justus. »Dann gibt er uns fünfzig Dollar und verspricht uns nochmal fünfzig, wenn wir herausfinden, wer Maureen Melodys Vögel getötet hat. All das paßt doch überhaupt nicht zusammen – daß sich ein Mann einmal so und dann wieder ganz anders benimmt. Und da gibt es noch etwas ganz Mysteriöses an Parker Frisbee . . .«

Er zögerte.

»Ja?« ermunterte ihn Bob zum Weitersprechen. »Los doch, sag's uns, Justus. Was ist denn so Mysteriöses an ihm?«

»Daß er bei Nacht eine dunkle Brille trägt – ausgerechnet bei Nacht.«



Man möchte dem Ersten Detektiv geradezu wie beim Ostereiersuchen zurufen: Heiß! Heiß! Um beim Thema zu bleiben: Stellt euch zwei schön bemalte Ostereier vor, die einander gleichen wie . . . nun ja, wie ein Ei dem anderen. Ein kleines Kunststück, gut, aber nicht unmöglich.

Der Taubenmörder ist entlarvt

»Waas?« rief Peter.

Justus schüttelte den Kopf. »Laß mal.«

Es war wirklich hoffnungslos, sich bei all dem Pfeifen und Kreischen und Krächzen und Zwitschern rings umher verständlich zu machen.

Ziemlich spät am Nachmittag war es schon. Die drei ??? schoben ihre Fahrräder die Zufahrt zu Maureen Melodys Haus entlang. Nach der Rückfahrt von Klein-Tokio hatte Justus Miss Melody angerufen und einen Besuch für den nächsten Vormittag vereinbart. Aber gerade als die Jungen vom Schrottplatz losfahren wollten, hatte Tante Mathilda sie aufgehalten und Arbeit vergeben.

Während der Nacht hatte es geregnet, und nun mußte der betonierte Hof aufgewischt werden. Danach waren noch all die alten Kühlschränke und Kochherde, die Onkel Titus auf Lager hatte, abzutrocknen. Es hatte die drei viele Stunden wertvoller Zeit gekostet, die sie lieber zur Lösung des Rätsels um die Vogelmorde bei Miss Melody aufgewendet hätten.

Justus überlief ein Schauer, als er an sein schreckliches Erlebnis in Miss Melodys Wald dachte. Er hoffte, sie würden vor Einbruch der Dunkelheit wieder wegkommen.

Auf ihr Klingeln kam Miss Melody sofort an die Tür. Sie trug ein schwarzes Samtkleid mit langen Ärmeln, und als sie die drei Jungen in den schalldichten Raum bat, führte sie immer wieder ein kleines Spitzentaschentuch an die verweinten Augen.

»Da, seht nur.« Sie unterdrückte ein Aufschluchzen und wies mit zitternder Hand auf den Tisch. Dort lag auf einem weißen Tuch ein zweiter toter Habicht.

Als Peter herzutrat, kam der Papagei von seiner Sitzstange angeflattert und setzte sich ihm auf die Schulter.

»Es ist so grausam.« Nun war Miss Melody doch in heftiges Schluchzen ausgebrochen.

»Grausam«, echote der Papagei, »grausam, grausam.«
Justus untersuchte den toten Vogel. Der Körper wies keine Verletzungen auf. Vermutlich war er vergiftet worden wie der erste Habicht, dachte sich Justus.
»Wann haben Sie ihn gefunden, Miss Melody?« fragte er.
Maureen Melody bemühte sich, ihres Kummers Herr zu werden. Wieder betupfte sie sich die Augen.
»Erst vorhin«, brachte sie stockend heraus.
»Und wo?«
»An der gleichen . . .« Sie schluckte und fingerte an ihren Perlen herum. »An der gleichen Stelle wie den anderen.«
»Am Futterplatz also?«
Miss Melody nickte stumm. Darüber zu sprechen, schmerzte sie offensichtlich.
Justus sah sie voll Mitgefühl an. »Ich weiß, wie Ihnen zumute ist«, sagte er. »Aber ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie versuchen könnten, uns einige Fragen zu beantworten.«
Miss Melody nickte wieder. Sie spielte noch immer mit ihren Perlen. Diese Berührung schien ihr Trost zu bieten.
»Ich werde es versuchen«, erklärte sie mit festerer Stimme.
»Als wir das erste Mal hier waren«, brachte ihr Justus in Erinnerung, »da kam Edgar Allan Poe, Ihre Lieblingselster . . .« Er brach ab. Er hatte Bedenken, die Erwähnung des hingemordeten gefiederten Freundes könne Miss Melody wieder zum Weinen bringen. Aber sie nickte nur.
»Sie sagten, er habe eine ganz besondere Eigenschaft gehabt. Er brachte Ihnen immer wieder etwas mit.«
»Ja, Perlen.« Maureen Melody rang sich bei der liebevollen Erinnerung ein schwaches Lächeln ab. »Er brachte mir drei wunderschöne Perlen.«
»Und Sie sagten auch, er sei eine von *zwei* zahmen Elstern.«
»Ja. Ralph Waldo Emerson heißt sein Artgenosse.«
»Bringt er Ihnen auch ab und zu etwas mit?«
»Ja, manchmal.« Sie steckte das Taschentuch ein, als habe sie sich entschlossen, nun nicht mehr zu weinen. »Aber leider

schneidet er beim Vergleich mit Edgar Allan Poe nicht so gut ab. Er bringt mir nur wertlose Sächelchen, kleine Stücke von irgendwelchem Zeug.«

Justus hatte die Stirn in nachdenkliche Falten gelegt und sah sich den toten Habicht an.

»Hat Ihnen Ralph Waldo Emerson jemals Nachrichten gebracht?« wollte er wissen.

»Nachrichten?«

»Ja, beschriebene Zettel.«

»Kann ich mir nicht denken. Nein, daran würde ich mich bestimmt erinnern. Aber heute morgen zum Beispiel – möchtest du sehen, was er mir heute morgen brachte?«

Natürlich wollte Justus das sehen. Miss Melody ging zu einem niedrigen Tisch und kam mit einem gläsernen Aschenbecher wieder her. Sie hielt ihn Justus hin.

In dem Aschenbecher lag ein kleines Haarknäuel. Justus nahm es heraus und sah es sich genau an. Das Haar war kräftig, schwarz und gelockt. Justus nahm an, daß die Elster es mit ihrem Schnabel zu einem dichten Knäuel geformt hatte. Er steckte das kugelartige Gebilde sorgsam in seine Hemdentasche.

»Und Sie wissen nicht, wo Ralph Waldo Emerson das gefunden hat, oder?«

»Nein, leider nicht.« Miss Melody stellte den Aschenbecher wieder zurück. »Ich kann mir auch nicht vorstellen, wo Edgar Allan Poe die Perlen gefunden hatte.«

Justus sah zum Fenster hin. In etwa zwei Stunden würde es dunkel werden.

»Kommt mit«, forderte er seine Freunde auf. »Wir wollen uns im Wald nochmal umsehen.« Er wandte sich an Miss Melody. »Falls Sie nichts dagegen haben.«

»Aber nein. Ich bin euch und Mr. Frisbee ja so dankbar für die Hilfe. Aber ich hoffe, ihr nehmt es mir nicht übel, wenn ich hierbleibe. Ich bringe es kaum noch über mich, ins Freie zu gehen.« Maureen Melody hatte ihr Taschentuch wieder herausgezogen.

gen. »Immer diese Angst, was ich vielleicht nun wieder entdecken muß«, sagte sie mit bebender Stimme.

Sie ließ die Jungen zur Glastür hinaus. Der Papagei hockte noch auf Peters Schulter. Anscheinend wollte er mit von der Partie sein. Peter störte es nicht. Er war auf dem besten Weg, sich mit dem Vogel anzufreunden, genau wie es bei Cäsar gegangen war.

Zuerst machten sie bei der Kiesfläche am Rand des Rasens Halt, wo die beiden toten Habichte gelegen hatten. Hier gab es allerdings nichts zu sehen, weder Fleischreste noch Fußabdrücke.

»Okay«, schmetterte Justus und ging auf die Bäume zu. »Diesmal bleiben wir zusammen!«

»Gute Idee«, sang Peter aus vollem Hals. »Falls wir Frisbee begegnen und falls er wieder mal spinnt.«

Aber sie begegneten niemandem. Eine Stunde lang durchstreiften die drei ??? das Unterholz und Buschwerk seitab von den schmalen lehmigen Wegen, ohne auf etwas Auffälliges zu stoßen.

Schließlich kamen sie auf einer kleinen grasbewachsenen Lichtung zwischen den Bäumen heraus. Dort war es merkwürdig still, als blieben die meisten Vögel diesem Bereich fern. Justus fand eine trockene Stelle am Boden und setzte sich. Er war müde und hatte nasse Füße.

Peter streckte sich neben ihm aus, und Bob lehnte sich an einen Baum.

Peter beobachtete hingegen ein Rotkehlchen, das auf der Suche nach Würmern im Erdreich pickte.

Nach einigen Minuten fand Justus es an der Zeit, sich wieder aufzumachen.

Und dann passierte plötzlich alles auf einmal. Es ging so schnell, daß sich die Ereignisse geradezu zu überstürzen schienen.

Der Papagei auf Peters Schulter hob mit einem erschrockenen Kreischen ab und flog in einen Baum.

Das Rotkehlchen reckte den Kopf und wollte die Flügel ausbreiten. Ein längliches schwarzes Ding stürzte wie eine Bombe vom Himmel herab und genau auf das Rotkehlchen.

Es kam gar nicht dazu, sich zu wehren – schon hatte es der schwarze Habicht in den Klauen und riß es mit dem messerscharfen Schnabel in Stücke.

Als er sich schließlich wieder in die Luft erhob, war von dem Rotkehlchen nur der Kopf, die Füße und ein paar blutige Federn übrig.

Eine Minute lang waren die drei ??? völlig sprachlos. Der Papagei kam wieder angefliegen und landete auf Peters Schulter.

»Grausam«, krächzte er schrill, »grausam, grausam.«

»Recht hast du«, bestätigte Justus. »Aber nun wissen wir wenigstens, wer – oder besser, was – die Taube mit der fehlenden Zehe getötet hat.«

»Und warum jemand die Habichte vergiftet«, brachte Bob vor.

»Ich glaube, das sollte verhindern, daß sie noch mehr Brieftauben schlagen.«

»Stimmt.« Justus zog die kleine Kugel aus krausem schwarzem Haar aus der Tasche und sah sie an. »Aber *wer* die Habichte vergiftet hat, das wissen wir immer noch nicht. Und auch nicht, wer Edgar Allan Poe getötet hat.« Er stand auf.

»Fußspuren«, meinte er nachdenklich. »Nach dem starken Regen heute nacht müssen doch irgendwo Fußspuren sein. Wir haben die nur bisher nicht gesehen.« Er sah zur Sonne hinauf.

»Los, kommt, eine gute Stunde lang ist es noch hell. Wir trennen uns jetzt lieber. Jeder Weg und jeder Fleck bloßes Erdreich wird abgesucht.«

»Und wenn einer von uns etwas findet, wie sollen wir uns dann verständigen?« fragte Bob.

»Wir singen ›God Bless America‹, so laut wir können«, entschied Justus.

Peter übte die Anfangszeilen, damit er die Melodie richtig im Gehör hatte. Er nickte. Dann trennten sich die drei und mach-

ten sich wieder in den Wald auf, um nach Fußabdrücken zu fahnden.

Peter hatte Erfolg, etwa eine Viertelstunde später. Er entdeckte zwei deutliche Schuhabdrücke quer über den lehmigen Weg, auf dem er gekommen war.

Er blieb stehen und sah auf die Spur hinunter. Es wurde schon dämmrig. Während die Sonne sank, waren die Vögel ruhiger geworden. Richtig unheimlich war das, hier so ganz allein im Wald, fand Peter.

Er machte den Mund auf, um zu singen.

Aber die Melodie fiel ihm nicht ein. Drüben auf der Lichtung hatte er sie noch genau gewußt. Und jetzt konnte er sich beim besten Willen nicht mehr erinnern, wie sie ging.

»God bless . . .« versuchte er es. Nein, so stimmte das nicht.

»God bless . . .«

»God bless America«, kreischte plötzlich der Papagei auf seiner Schulter. Er hatte sich die Melodie gemerkt und konnte sie wiedergeben!

»Dank dir schön.« Peter streichelte den Vogel.

»God bless America«, sang er schallend, »land that I love.«

Justus und Bob mußten ganz in der Nähe gewesen sein. Schon eine Minute später waren sie bei ihm. Justus betrachtete die langen Schuhabdrücke mit den schmalen Spitzen. Er nahm die kleine Haarkugel aus der Tasche und sah sich auch diese noch einmal an.

»Gut gemacht, Peter«, sagte er. »Frisbees Schuhabdrücke sind das ganz bestimmt nicht. Gestern im Restaurant sah ich mir seine Schuhe genau an. Er hat sehr kleine Füße und trägt Schuhe mit abgerundeten Spitzen. Also . . .«, er hielt die Haarkugel hoch, »also war es wohl nicht Frisbee, der sich mit seinem Bart in einem stacheligen Busch verfang und ein paar Haare lassen mußte, die dann Ralph Waldo Emerson, die Elster, gefunden hat.«

Sie gingen aus dem Wald wieder zur Auffahrt, wo die Fahrräder standen. Dort blieben sie kurz stehen. Im Obergeschoß von

Maureen Melodys Haus brannte Licht. Justus vermutete, daß sie sich hingelegt hatte; er wollte sie in ihrer Trauer nicht stören. »Wir hätten ihr ja ohnehin nichts Entscheidendes mitzuteilen«, erklärte er den beiden anderen. »Vorläufig sind es nur Vermutungen.«

»Und du meinst, das waren Blinky's Fußabdrücke?« fragte Bob. Er wußte noch, was Justus im ›Seahorse‹ über Blinky's spitze Schuhe gesagt hatte.

»Das war meine erste Vermutung«, bestätigte Justus. »Und meine zweite Vermutung: Die Schlüsselfigur in diesem rätselhaften Fall ist Kyoto.«

»Wieso das?« fragte Peter.

»Na, erstens« – Justus hielt den Daumen in die Höhe – »hat Kyoto diesen Zettel geschrieben. ›Heute keine Perlen‹.« Er streckte den Zeigefinger aus. »Zweitens bekam er in Klein-Tokio Besuch von Parker Frisbee.« Er hob den dritten Finger.

»Und auf Kyoto wartete Blinky im ›Seahorse‹.«

Peter nickte. »Paßt alles zusammen«, bestätigte er.

»Bobs Verdienst ist es«, fuhr Justus fort, »daß wir wissen, warum Blinky auf Kyoto wartete. Und warum er ihm nachfuhr.«

»Ach nee?« Bob selbst war die Sache nicht ganz klar.

»Du hast ja aus der frischen Farbe am Briefkasten geschlossen, daß Kyoto erst vor kurzem in dieses Haus eingezogen ist. Also wollte Blinky herausfinden, wo Kyoto jetzt wohnt.«

»Aber warum?« fragte Bob.

»Das müssen wir noch ergründen«, bekannte Justus. »Welche Verbindung besteht zwischen Blinky und Kyoto? Und was hat Kyoto mit Perlen zu tun?«

Er schwieg einen Augenblick. »Wir müssen diesen Transporter weiterhin beschatten«, beschloß er. »Das ist bis jetzt die einzige handgreifliche Spur für uns.«

»Vielleicht können wir das Peilgerät wieder einsetzen«, schlug Peter vor.

Justus schüttelte den Kopf. »Die Batterie am Sender ist mittler-

weile längst leer, und es ist zu riskant, seelenruhig zu Kyotos Haus zu spazieren und sie zu wechseln.«

Er wandte sich den Zweiten Detektiv. »Du mußt wohl mal wieder dran glauben, Peter.«

Peter seufzte. Immer wenn etwas brenzlig war, mußte *er dran* glauben. »Na schön«, gab er ohne große Begeisterung zurück.

»Dann sag mir mal, wie du dir das gedacht hast, Justus.«

Kyotos Geheimnis

Am nächsten Morgen stand Peter schon vor Tagesanbruch auf. Er zog Jeans, einen grauen Pullover und Turnschuhe an und schlich in die Küche hinunter, um rasch zu frühstücken.

Auf dem Küchentisch lag eine dunkle Brille. Die hatte wohl sein Vater liegengelassen. Ob er sie aufsetzen sollte? Peter überlegte noch, während er zwei Krapfen aß und ein Glas Milch dazu trank.

Würde er mit dunkler Brille weniger auffallen oder mehr? Falls Kyoto ihn sehen sollte, würde der Japaner sich überhaupt erinnern und ihn wiedererkennen?

Er beschloß, die Sonnenbrille für alle Fälle mitzunehmen. Dann konnte er sie immer noch aufsetzen, wenn er sich tarnen wollte. Er hakte das Etui an seinem Gürtel fest und ging zum Schuppen hinaus, wo er sein Spezialfahrrad verwahrte.

Es war ein englisches Rennrad mit Zehngangschaltung. Sein Vater hatte es ihm zum letzten Geburtstag geschenkt. Peter pflegte seine »Maschine« sehr sorgfältig und benutzte für alltägliche Fahrten und Besorgungen lieber sein altes Rad. Mit dem Rennrad schaffte er einen Stundendurchschnitt von fünf- undvierzig Kilometern, und die Höchstgeschwindigkeit lag bei fast sechzig Kilometern.

Er gab dem Rad einen liebevollen Klaps, wie er es bei einem Pferd getan hätte, und dann schob er es ins Freie und schwang sich in den Sattel.

Zehn Minuten später war er schon vor Klein-Tokio angelangt. Er stellte das Rennrad auf dem Gehweg zwischen den Bäumen ab. Von hier aus konnte er Kyotos Haus beobachten, ohne selbst gesehen zu werden.

Bis jetzt war alles gut gegangen. Er war noch rechtzeitig hergekommen. Der grüne Transporter parkte nach wie vor in der Einfahrt, und an Kyotos Haus war über der Veranda eine Lampe eingeschaltet.

Die Sonne ging gerade auf, als Peter ein blaues Auto ankommen und vor dem Haus halten sah. Ein Mann stieg aus, bog in die Einfahrt ein und trat auf den Transporter zu. Peter sah angestrengt hin, um sich das Äußere des Mannes genau zu merken. Schwarzes Jackett, gestreifte Hose, dichter schwarzer Vollbart und Schnurrbart. Parker Frisbee! Peter war ganz sicher. Selbst in der Dämmerung war kein Irrtum möglich.

Diesmal war Frisbee ohne die dunkle Brille unterwegs. Er trug ein großes, quadratisches Paket, das im Zwielflicht weißlich grau aussah, als sei es in Zeitungspapier eingeschlagen. Frisbee öffnete die Hecktür des Transporters und stellte das Paket hinein. Die Lampe über der Veranda wurde von innen abgeschaltet. Frisbee stieg wieder in sein Auto und fuhr davon.

Peter lehnte sich gegen einen Baum und wartete. Zehn Minuten später kam ein Japaner aus dem Haus und ging zu dem Transporter. Einen Augenblick lang war Peter unschlüssig. War das nun Kyoto oder der Dolmetscher?

Dann fiel ihm wieder ein, was Justus über den metallbeschlagenen Gürtel des Dolmetschers und den Ölfleck auf seinen Jeans gesagt hatte. Von beidem war bei diesem Mann nichts zu sehen. Also war es wohl Kyoto. Er hatte eine verwaschene Arbeitshose an und trug einen Essensbehälter aus Blech.

Peter schob sein Rad unter den Bäumen vor und setzte sich im Sattel bereit.

Kyoto öffnete die Hecktür des Transporters, schaute kurz hinein, schloß sie dann gleich wieder, stieg mit seiner Essensbox vorn ein und fuhr im Rückwärtsgang an. Peter dirigierte sein Rad mit den Füßen auf die Fahrbahn.

Am Straßenrand angekommen, bog der Transporter rückwärts nach rechts ein, stand einen Augenblick und fuhr dann los, geradewegs in Peters Richtung. Rasch stellte er sich mit seinem Rad hinter einen Baum.

Der Transporter rumpelte auf der Gegenfahrbahn vorüber. Peter zählte bis zehn und nahm die Verfolgung auf.

Es war nicht schwierig, dem Wagen in Sichtweite nachzufahren, solange es bergab zur Innenstadt ging. Als die Main Street erreicht war, hielt Peter konsequent einen Häuserblock Abstand, bis der Wagen auf die Küstenstraße einbog.

Dort gab der Fahrer mehr Gas, und Peter fand es herrlich, seinen schnellen Flitzer im größten Gang auf fünfundvierzig, fünfzig, fast sechzig Stundenkilometer hochzujubeln, immer im Abstand von etwa hundert Metern zu dem Transporter. Als er nach dem Restaurant ›Seahorse‹ das Gefälle hinuntersauste, war es inzwischen heller Tag geworden.

Wenige Minuten später ging es an Wills Beach vorbei. Hier durfte man kampieren, jedoch kein Feuer machen. Mehrere Zelte standen am Strand. Aus einem kam ein Mädchen und winkte Peter zu.

Drei Kilometer hinter Wills Beach entfernte sich die Straße etwas von der Küste. Peter sah zu den Brechern hinüber. Er dachte gerade, wie herrlich es wäre, jetzt schwimmen zu gehen – da sah er sich urplötzlich gezwungen, eine Vollbremsung einzulegen. Er schlitterte, dann stand er.

Die Rücklichter des Transporters hatten aufgeleuchtet.

Peter saß im Sattel, die Füße auf dem Boden, den Lenker fest im Griff, und schon hielt der Transporter mit einem Ruck an. Er dachte daran, wie drahtig Kyoto ausgesehen hatte. Und es ging ihm auch durch den Kopf, daß die Japaner Karate erfunden hatten. Gerade wollte er sein Vorhaben aufgeben und sei-

nen leichten Renner wenden. Besser abhauen, ehe es zu spät war!

Der grüne Transporter rollte langsam wieder an und bog von der Straße nach links ab.

Noch nie war Peter aufgefallen, daß hier ein schmaler Fahrweg zur Küste führte. Vorsichtig fuhr er zur Abzweigung vor. Dreißig Meter weiter vorn mündete die schmale Zufahrt in einen Parkplatz. Dahinter erhob sich ein hoher Gitterzaun aus Metall mit einem Tor. In dem umzäunten Gelände sah er eine Gruppe Holzbaracken.

Der grüne Transporter war in den Parkplatz eingefahren. Peter verzog sich an den Fahrbahnrand, wo er sich zwischen dem fast mannshohen Unkraut verstecken konnte. Er sah Kyoto mit seiner Essensbox aussteigen und zum Heck des Transporters gehen.

Der Japaner öffnete die Hecktür, stieg in den Laderaum und schloß die Tür hinter sich.

Wie lang der Bursche bloß im Wagen blieb! Jedenfalls waren es mehrere Minuten. Peter fragte sich, was er da drinnen tat. Zog er sich wohl um?

Aber als Kyoto wieder auftauchte, trug er noch die gleichen Kleider. Mit beiden Händen hielt er seine Essensbox, und so ging er zu dem Tor im Zaun.

Ein Mann in Uniform kam aus einer der Baracken. Er hatte einen Revolver am Gürtel, aber ein normaler Polizist war das nicht. Ein Aufseher wohl, dachte sich Peter. Der Mann öffnete das Tor, und Kyoto ging hindurch. Der Wachmann schloß das Tor wieder und sperrte ab.

Peter zog sich weiter ins Buschwerk zurück, denn nun kam auf der Straße ein Pritschenwagen angefahren und bog ebenfalls in die Abzweigung ein. Auf der Pritsche saßen zwei Japaner. Zwei weitere stiegen aus dem Führerhaus, als der Wagen auf dem Parkplatz angehalten hatte. Jeder hatte einen dieser Blechbehälter für Essen bei sich. Die vier Japaner schritten zum Tor und wurden von dem bewaffneten Wachmann eingelassen.

Was ging denn hier vor sich? fragte sich Peter verdutzt. Außer den Holzbaracken gab es nichts zu sehen. Hinter dem Zaun und den Baracken erstreckte sich ebenes Gelände bis zum Strand und zum Meer hin. Irgendeine Anbaufläche war dieses Land anscheinend nicht.

Und dann sah Peter, daß es gar kein Land war. Es war Wasser. Es war ein riesiger künstlicher Binnensee, von der Küste durch einen niedrigen Steindamm getrennt. Das Wasser war wie ein Schachbrett von hölzernen Laufplanken überzogen, die sich etwa zehn Zentimeter über der Wasserfläche erhoben.

Peter sah, wie die Japaner sich über diese Plankenstege verteilten, hinbockten und käfigartige Drahtbehälter aus dem Wasser heraufzogen. Was sich in den Käfigen befand, konnte er nicht sehen. Die Japaner kauerten dicht darüber und schienen den Inhalt sorgfältig zu sortieren.

Peter konnte nun nicht mehr unterscheiden, welcher der Männer Kyoto war, aber er zählte fünf kauernde Gestalten. Also mußte Kyoto dabei sein.

Er hielt sich noch eine halbe Stunde lang im Gebüsch verborgen. Es tat sich nichts Neues. Wachmänner patrouillierten hin und wieder am Zaun entlang. Wie Peter jetzt erkannte, waren sie mindestens zu dritt. Die Arbeiter hockten geduldig über ihren Drahtkäfigen. Von Zeit zu Zeit ließ einer seinen Käfig ins Wasser zurück, zog einen anderen herauf und verharrte kauern über.

Möwen und Tauben zogen ihre Kreise über dem Binnensee. Doch das war nichts Ungewöhnliches. An allen Stränden entlang der Küste gab es Möwen und Tauben.

Zeit zur Berichterstattung, beschloß Peter endlich. An der Straße, etwa zwei Kilometer vor der Abzweigung, hatte er eine Tankstelle gesehen. Er zog sein Fahrrad aus dem Gebüsch und legte einen Spurt zur Tankstelle ein.

In der Zentrale nahm Justus sofort das Telefon ab. Peter gab seinen Standort durch, etwa zwei Kilometer hinter Wills Beach. Er sagte, er werde an der Tankstelle warten.

Sie würden mindestens eine Stunde brauchen, überlegte er, als er die Telefonzelle verließ. Er kaufte sich eine Cola und einen Schokoladenriegel und richtete sich im Schatten der Tankstelle aufs Warten ein.

»Tolles Fahrrad.« Der Tankwart war herübergeschlendert und bewunderte Peters englische Rennmaschine.

Das freute Peter. Der andere – nur wenige Jahre älter als er selbst – erwies sich als richtiger Fahrrad-Fan. Sie unterhielten sich sehr angeregt über die verschiedenen Fabrikate und Gangschaltungen, bis Peter einfiel, daß der Junge ihm doch vielleicht zusätzlich Informationen verschaffen könnte.

»Diese Anlage da vorn«, fing er an, »mit dem Metallzaun und den Wachmännern, was ist denn das?«

»Soviel ich weiß«, sagte der Tankwart, »ist es eine Austernzucht. Ein reicher Japaner hat sie vor ein paar Jahren angelegt. Er hat den Boden abgegraben und mit Meerwasser überflutet, und da züchten sie nun Austern.«

Es blieb offen, ob Peter von ihm noch mehr hätte erfahren können. Jedenfalls nahm der Betrieb an der Tankstelle mit einem Mal zu, und der Junge war dort beschäftigt, bis Justus und Bob ankamen.

Justus war nach der langen Fahrt erhitzt und außer Atem. Aber Limonade oder Cola wollte er nicht. »Zuviele Kalorien«, fand er. Er erfrischte sich lieber am Trinkwasserhahn. Dann nahm Peter die Freunde beiseite und berichtete ihnen alles, was sich abgespielt hatte und was er seit seinem Start am frühen Morgen beobachtet hatte.

»Eine Austernzucht«, wiederholte Justus nachdenklich, als Peter geendet hatte. »Wachmänner. Parker Frisbee. Ein großes, quadratisches, graues Paket. Gut gemacht, Peter.«

»Na ja, aber was hat das alles zu bedeuten, Justus?« fragte Peter. Der Erste Detektiv antwortete nicht. »Wir wollen uns ein gutes Versteck suchen, damit wir beobachten können, was sich noch alles tut«, schlug er statt dessen vor.

Die drei ??? radelten hintereinander zu der Abzweigung. Dort

zogen sie ihre Fahrräder ein gutes Stück von der Fahrbahn weg ins wuchernde Gebüsch und legten sich so hin, daß sie die schmale Seitenstraße und das Tor an ihrem Ende im Blick hatten.

Justus hatte ein Fernglas dabei. Er richtete es auf die japanischen Arbeiter, die über ihren Drahtkäfigen kauerten.

»Das sind wirklich Austern in diesen Käfigen«, stellte er fest. »Durch den Zaun kann ich nicht genau sehen, was sie damit machen, aber es sieht so aus, als machten sie manche Austern auf.«



Austern werden zwar frisch und roh verzehrt, doch ich nehme nicht an, daß die japanischen Arbeiter ihr Mittagessen auf solche Weise bereichern. Aber vielleicht fällt euch zum Stichwort »Auster« eine passende Ergänzung ein?

Die Sonne stand nun hoch am Himmel, und es war irrsinnig heiß. Peter ärgerte sich. Warum hatte er nicht noch eine zweite Cola von der Tankstelle mitgenommen? Er setzte die Sonnenbrille auf, drehte sich auf den Rücken und schloß die Augen.

Um zwölf Uhr gab einer der Wachmänner ein Signal auf seiner Trillerpfeife. Die japanischen Arbeiter hatten nun Mittagspause. Sie blieben aber, wo sie waren, saßen auf den Laufplanken in der Sonne und verspeisten ihr mitgebrachtes Essen aus den Blechbehältern.

Möwen und Tauben kamen in Scharen angefliegen und gierten nach Bröckchen, aber die Japaner scheuchten sie unentwegt fort. Die Vögel wurden es schließlich müde, sie stiegen wieder in die Luft auf und flogen davon.

Justus setzte das Fernglas ab. Während er den Japanern beim Essen zuschaute, hatte sich bei ihm der Hunger gemeldet. Er versuchte, sich vom Gedanken an Essen abzulenken und sich auf ungelöste Rätsel – die Taube mit der fehlenden Zehe, die

Vogelmorde – zu konzentrieren. Unbewußt begann er seine Unterlippe zu bearbeiten.

Das graue Paket, das Parker Frisbee laut Peters Bericht in den Laderaum des grünen Transporters gestellt hatte . . . Was war darin? Peter hatte beobachtet, daß Kyoto es im Wagen gelassen hatte und lediglich mit der Essensbox durch das Tor gegangen war.

Justus rüttelte Peter wach.

»Hat Kyoto die Hecktür an seinem Transporter abgeschlossen?« fragte er, als Peter sich träge regte und den Kopf hob. Wegen der dunklen Gläser konnte Justus nicht sehen, ob Peter die Augen offen hatte oder nicht, aber er wirkte einigermaßen ansprechbar.

»Nein«, gab Peter schläfrig zurück. »Nein, ganz bestimmt nicht, das weiß ich.« Er ließ den Kopf wieder sinken und döste weiter. Justus erwog die Möglichkeiten. Könnte er sich wohl zum Heck des grünen Transporters anschleichen, hineinsteigen und das graue Paket öffnen? Nein, das war völlig ausgeschlossen. Die bewaffneten Wachen machten nämlich keine Mittagspause. Sie waren ständig auf Kontrollgang am Zaun entlang.

Einige Minuten später ertönte wieder die Trillerpfeife. Die Japaner schlossen ihre Essensboxen und machten sich von neuem an ihre Arbeit: Austern in Drahtkäfigen sortieren.

Justus bemühte sich angestrengt, die Augen offenzuhalten. Aber es gab nichts mehr zu sehen, auch nicht durchs Fernglas. Jedenfalls nichts Neues. Die Hitze und die Stille und der Heißhunger setzten ihm mächtig zu. Er spürte, wie ihm die Lider schwer wurden. Der Kopf sank ihm auf die Arme.

Er träumte, er habe eine Nußtorte vor sich. Bergeweise Schlagsahne obendrauf. Gerade tauchte er genüßlich die Gabel in die süße weiche Masse . . .

Der schrille Pfiff riß ihn aus dem Schlummer. Es war drei Uhr, wie er feststellte. Die Japaner ließen ihre Drahtkäfige wieder ins Wasser hinab. Sie standen auf und gingen hintereinander auf das Tor zu.

Nach seinem Nickerchen konnte Justus plötzlich wieder ganz klar denken. Die dunkle Brille, dachte er, und das war geradezu eine Erleuchtung. Parker Frisbee hatte sie in Miss Melodys Wald getragen und dann wieder auf dem Parkplatz der Trustee Bank. Beide Male war es dunkel gewesen. Aber eine dunkle Brille diente nicht nur dazu, die Augen vor dem Licht zu schützen. Sie verbarg sie auch vor den Blicken anderer. Vorhin hatte er nicht feststellen können, ob Peters Augen offen oder geschlossen waren.

Justus blickte zum Zaun hinüber. Die Japaner kamen noch nicht durch das Tor. Sie traten in eine der Baracken. Und dann sah Justus, daß auch alle Wachen verschwunden waren.

Schon war er auf den Beinen. So schnell er konnte, lief er über die Fahrbahn und die schmale Zufahrt bis zum Parkplatz entlang.

Bob öffnete die Augen. Der Platz neben ihm war leer. Wo steckte Justus? Wo war er hingegangen? Dann sah er den Ersten Detektiv beim Parkplatz. Er öffnete gerade die Hecktür des Transporters und stieg hinein. Die Tür schloß sich hinter ihm.

»Das hat noch gefehlt.« Auch Peter hatte den Kopf gehoben und sah nun, was los war.

»Was meinst du, was sollen wir machen?« fragte ihn Bob. »Das heißt, was erwartet Justus jetzt von uns? Glaubst du, er versteckt sich in Kyotos Wagen und läßt sich als blinder Passagier mitnehmen? Oder was?«

»Ich weiß nicht.« Peter war so ratlos wie Bob. »Aber wenn er etwas von uns wollte, dann hätte er es uns gesagt, meinst du nicht?«

»Eben. Vielleicht will er nur untersuchen, was im Wagen ist. Wir warten lieber hier auf ihn. Ich hoffe nur, er schafft es, ehe Kyoto . . .« Er hatte sagen wollen: ehe Kyoto ihn erwischt. Aber von Kyoto und auch von den anderen war nichts zu sehen. Kein Japaner. Kein Wachmann.

Bob nahm das Fernglas und ließ den Blick über die leeren Lauf-

planken und den Gitterzaun schweifen. Beim Fenster einer der Baracken hielt er still.

Es war schwierig, etwas deutlich zu erkennen, aber er konnte sehen, daß sich in der Baracke Wachmänner und Japaner drängten. Die Japaner hatten ihre Kleidung abgelegt und wurden offenbar von den Wachen kontrolliert. Kleidungsstücke und Essensbehälter wurden durchsucht.

Bob ließ das Fernglas sinken. Auf der Straße kam Justus wieder angelaufen. Dann ließ sich der Erste Detektiv neben ihm ins Gebüsch fallen. Er war hochrot im Gesicht und schnaufte mächtig, aber seine Augen funkelten vor Aufregung.

»Die Wachen durchsuchen die Männer, nicht?« fragte er, sobald er wieder zu Atem gekommen war.

Bob nickte. »So sieht es jedenfalls aus. Was die wohl suchen, Justus?«

Der Erste Detektiv ließ sich Zeit mit seiner Antwort. »Ich habe auch gesucht«, berichtete er dann. »Ich weiß jetzt, was in diesem Paket in Kyotos Transporter war. Aber es war nicht in Zeitungspapier eingeschlagen, Peter. Das sah wohl in der Dämmerung nur so weißlich grau aus. Es war nämlich Stoff, Mullgewebe.«

»Mull«, wiederholte Peter. »Also wie bei Blinkys Kasten?«

»Genau dasselbe Material«, bestätigte Justus. »Der Stoff war abgezogen, aber der Käfig stand im Laderaum. Jetzt ist er leer. Aber ich mache jede Wette, daß er heute früh, als Frisbee ihn in den Wagen stellte, nicht leer war. Das hier fand ich nämlich darin.«

Er hielt die Hand hoch und zeigte seinen Freunden den Fund: ein Maiskorn.

»Tauben«, sagte Peter. »Kyoto hatte in diesem Käfig eine Taube . . .«

»Und er schmuggelte sie in seiner Essensbox durchs Tor ein«, fuhr Justus fort. »Das geht ganz leicht. Beim Hereinkommen durchsuchen nämlich die Wachen die Japaner nicht. Nur beim Hinausgehen.«

Bob zog verdutzt die Brauen hoch. »Aber was suchen sie eigentlich?« fragte er zum zweiten Mal.

»Perlen«, klärte ihn Justus geduldig auf. »Das ist doch der Zweck dieser Austernzucht. Die Gewinnung von Perlen.«

Justus schmiedet einen Plan

»Perlen«, wiederholte Justus. »Perlen und Brieftauben.«

Nach der Rückkehr von der Austernzucht hatten sich die drei ??? in ihrer Zentrale getroffen. Sie aßen Sandwiches, die Tante Mathilda für sie gerichtet hatte. Justus hatte seines entzweigeschnitten. Er war fest entschlossen, nur die eine Hälfte zu essen. Bob war als letzter angelangt. Er hatte noch in der Bücherei Station gemacht und Justus zwei Bände mitgebracht.

»Was steht da nun über Zuchtperlen?« erkundigte sich Justus. Bob schlug eines der Bücher auf. Es hieß »Perlen und edle Steine«. Er nahm einen Zettel heraus, auf dem er sich Notizen gemacht hatte.

»Zuchtperlen.« Er rückte die Brille zurecht. »Man legt Austernlaich in Drahtkästen und bringt diese unter Wasser. Wenn die Austern drei Jahre alt sind, öffnet man sie und setzt einen winzigen Splitter Perlmutter zwischen die Schalen ein, und zwar in das Bindegewebe des sogenannten Mantels der Auster. Dann beläßt man die Kästen für weitere drei bis sechs Jahre unter Wasser. Zwischendurch öffnet und untersucht man die Austern regelmäßig. Das Tier wird durch den eingebrachten kleinen harten Fremdkörper gereizt und bildet um diesen Kern eine Perle wie . . .«

»Wie eine Art Schutzverband«, fiel es Peter ein.

»Ja, richtig, es ist tatsächlich eine Art Schutz.« Bob wandte sich wieder seinen Notizen zu. »Nach etwa sechs Jahren sind die

Perlen voll ausgebildet und werden aus den Austern entfernt, nach Größe sortiert und verkauft. In Japan ist das eine bedeutende Industrie. Es gibt einzelne Zuchtperlen, die mehrere hundert Dollar wert sind.«

»Kann man das denn nicht durch gezielte Zuchtmaßnahmen in den Griff bekommen?« erkundigte sich Peter. »Wie beim Zuchtrind?«

Bob lachte. »Leider nein. Man kann nur versuchen, die Entstehung einer Perle durch Einbringen eines harten Körnchens, neuerdings auch durch Injektion einer Ölmasse, zu begünstigen, statt einfach zu warten, bis vielleicht ein Fremdkörper zufällig eindringt. Größe und Form lassen sich auch bei Zuchtperlen nicht beeinflussen.«

»Also werden an Kyotos Arbeitsplatz Perlen gezüchtet.« Peter streichelte Cäsars Gefieder durch den Maschendraht des Taubenhauses. »Und deshalb kontrollieren die Wachen die Arbeiter vor dem Weggehen. Damit keiner Perlen stiehlt. Stimmt's, Justus?«

»Stimmt.« Der Erste Detektiv lehnte sich auf seinem Drehsessel zurück. »Wenn sie zur Arbeit kommen, werden sie allerdings nicht durchsucht. Und das hat Parker Frisbee und Kyoto eine Idee eingegeben. Eine ganz simple Idee. Sie ist wirklich einmalig. Parker Frisbee stellt eine Brieftaube in den Laderaum von Kyotos Transporter. Wenn Kyoto zur Austernzucht kommt, nimmt er die Taube aus dem Käfig und schmuggelt sie in seiner Essensbox durchs Tor.«

Justus schwieg kurz und kämpfte mit der Versuchung, auch noch das restliche halbe Sandwich zu essen. Doch er schob es zur Seite.

»Wenn Kyoto an einem Tag in einer der Austern eine besonders schöne Perle findet, wartet er bis zur Mittagspause, nimmt dann die Taube aus dem Blechbehälter und befestigt die Perle an ihrem Bein. Dort sind ja so viele Vögel, daß einer mehr überhaupt nicht auffällt. Die Taube fliegt zum heimatlichen Schlag bei Parker Frisbee zurück und liefert die Perle bei ihm ab.«

»Und wenn Kyoto bis Mittag keine gute Perle entdeckt hat«, sagte Bob, »dann schickt er Parker Frisbee eine Nachricht auf japanisch: ›Heute keine Perlen‹. Eben die Nachricht, wie wir sie an der Taube mit der fehlenden Zehe gefunden haben, die von Miss Melodys Habichten geschlagen wurde. Nur . . .«

Er hielt inne und versuchte, mit den Tatsachen klarzukommen.

»Nur . . .« wiederholte er verwirrt.

»Nur gehörte diese eine Taube gar nicht Parker Frisbee«, beendete Justus den Satz. »Sie gehörte Blinky. Zumindest hatte Blinky sie im ›Seahorse‹ bei sich. In genau so einem Käfig, mit Mull bespannt.«

Ohne sich dessen richtig bewußt zu werden, brach Justus ein Stück von seinem restlichen Brötchen ab. »Sehen wir uns noch das andere Buch an, Bob«, schlug er vor.

Das zweite Buch, das Bob aus der Bibliothek mitgebracht hatte, war ein Straßenatlas von Südkalifornien. Justus steckte den Happen in den Mund, damit er die Hände frei hatte, und schlug im Atlas die Seite mit dem kleinen Maßstab auf, die Rocky Beach und Santa Monica in allen Einzelheiten darstellte. Die beiden anderen blickten ihm über die Schulter.

»Das da ist Wills Beach.« Justus legte den Finger auf einen Küstenstrich, der sich von Osten nach Westen erstreckte.

»Folglich muß hier die Austernzucht sein. Und Parker Frisbee wohnt . . .« Sein Finger wanderte die Küste entlang bis Rocky Beach, wobei er geistesabwesend kaute. »Hier. Im Westen der Stadt. Das weiß ich, weil ich seine Privatadresse im Telefonbuch nachgeschlagen habe.«

Er nahm ein Lineal aus dem Schreibtisch und legte es zwischen den beiden Punkten an. »Und was ersehen wir daraus?« fragte er.

»Ein problemloser Flug, hauptsächlich übers Meer, zwischen der Austernzucht und Frisbees Haus, wo er vermutlich auch seinen Taubenschlag hat«, antwortete Peter. »Eine Strecke von etwa zehn Kilometern.«

»Dafür würde ein schneller Flieger etwa sechs Minuten brau-

eben«, meinte Bob. »Frisbee braucht also nur über Mittag nach Hause zu gehen, und dann muß er nicht lange auf seine Taube und seine Perle warten.«

»Aber wie wurde dann die Taube in Miss Melodys Wald getötet?« wandte Peter ein. »Maureen Melody wohnt im Osten der Stadt.« Er zeigte es den anderen auf der Karte. »Überhaupt nicht in der Nähe von Frisbees Haus. Was wollte denn diese Taube mit der fehlenden Zehe so weit ab vom Kurs?«

»Weit ab vom Kurs wäre sie ja nur gewesen, wenn sie zu Frisbees Schlag wollte.« Justus verschob das Lineal, so daß es nun die Austernzucht und Miss Melodys Haus verband. »Aber nicht, wenn sie im Anflug hierher war.« Mit dem Finger zeigte er auf die Stadt, die einige Kilometer südlich von Rocky Beach lag. »Santa Monica«, stellte Bob fest.

»Blinky?« Nun dämmerte es Peter.

»Ja, richtig. Blinky wohnt in Santa Monica«, erinnerte sich auch Bob. »Das hat er doch im ›Seahorse‹ selbst . . .«

»Wenn also die Taube mit der fehlenden Zehe Blinky gehörte«, fuhr Justus fort, »und auf dem Rückflug zu Blinkys Schlag in Santa Monica war, dann mußte sie über Maureen Melodys Wald fliegen. Und dort wurde sie von einem der Habichte erwischt.«

Er schwieg wieder kurz und stupste den Rest des Brötchens nachdenklich mit dem Finger an.

»Und offenbar war es nicht die erste von Blinkys Tauben, die auf diese Weise ums Leben kam«, folgerte er weiter. »Miss Melody sagte ja, Edgar Allan Poe habe ihr in diesem Monat schon drei Perlen gebracht. Ich vermute sehr stark, daß die Elster all diese Perlen an den Beinen toter Tauben in Miss Melodys Wald gefunden hat.«

»Durchaus vorstellbar«, bestätigte Peter.

Justus klappte mit gefurchter Stirn den Atlas zu. »Vorstellbar, ja . . .«sagte er, »sofern Frisbee und Blinky zusammenarbeiten. Das heißt, wenn sie abwechselnd eine von Blinkys Brieftauben und dann wieder eine von Frisbee verwenden. Nur dann ist

Parker Frisbees Verhalten einigermaßen begreiflich. Er macht sich Sorgen, weil Blinky's Vögel getötet werden. Er streift bei Nacht durch Miss Melodys Wald. Er sieht mich dort und hält mich für den Mörder. Und da greift er mich mit einem Knüppel an.«

Justus brach noch ein Stück von dem Brötchen ab.

»Dann erfährt er von Maureen Melody, daß wir ihr zu helfen versuchen. Also beschließt er, sich entgegenkommend zu zeigen. Er bietet uns eine Belohnung an, damit wir herausfinden, was mit Blinky's Tauben geschieht.«

Er schüttelte den Kopf und sah bekümmert auf den Rest Weißbrot und Käse herunter, den er in den Fingern hielt. Der Anblick lenkte ihn doch nur ab. Er führte den Bissen zum Mund.



Justus kann es begreiflicherweise nicht verwinden, daß er in Miss Melodys Wald von jenem dunkel bebrillten Mann mit einem Knüppel angegriffen wurde . . . Nun fragen wir uns doch mal geradeheraus: War das Parker, oder wer war es sonst?

»Geschäftspartner können sie aber nicht sein«, meinte er.

»Wieso nicht?« fragte Bob. »Wie kommst du darauf?«

Justus kaute und schluckte erst, ehe er antwortete. »Wenn sie Partner wären«, erörterte er, »dann wären Blinky und Kyoto ebenfalls Partner.« Justus hatte ein letztes Bröckchen übriggelassen und knetete daran herum. »Und dann würde Blinky wissen, wo Kyoto wohnt, und auch, wo er vor kurzem hingezogen ist. Er hätte nicht eigens im Restaurant zu warten brauchen, bis Kyotos grüner Transporter auf der Rückfahrt vom Arbeitsplatz vorüberkommt, um herauszufinden, wo er jetzt wohnt.« Justus stand auf und schob sich die letzten Krümel in den Mund, als wolle er sie sich aus den Augen schaffen. Er sah Bob und Peter an. »Ich bin dafür, daß wir uns bei unseren Leuten die

Erlaubnis einholen, die Nacht auf Wills Beach zuzubringen«, sagte er.

Er wußte, daß das nicht schwierig werden würde. Die drei ??? kampierten im Sommer oft im Freien. Sie vereinbarten, sich in zwei Stunden auf dem Schrottplatz zu treffen. Justus würde Patrick – einen der Lagerhelfer bei Onkel Titus – bitten, sie alle mit seinem Lastwagen samt Fahrrädern und Schlafsäcken zur Küste zu fahren.

»Und morgen dann, in aller Frühe«, erklärte er, »wenn Kyoto ankommt und mit seinem Transporter zur Austernzucht fährt, dann sind wir zur Stelle.«

»Was haben wir vor?« fragte Peter. »Ihm noch einmal folgen?«
»Nein.« Justus schüttelte den Kopf. »Wir werden versuchen, diesen Fall zu lösen, ein für allemal, auf einfache und wirksame Weise.«

Er überblickte seinen Schreibtisch und suchte das halbe Sandwich, das er sich fürs Abendessen aufgespart hatte. Es war nicht da. Jäh durchzuckte ihn die Erkenntnis, daß er es aufgegessen hatte, ohne es zu wollen.

»Wir werden mit Hilfe von Cäsar eine Falle für Blinky aufbauen!« deutete er sein Vorhaben an.

Gewagte Tauschaktion

Ein Vagabundenleben wäre wohl nicht das Richtige für ihn, erkannte Justus, als er am nächsten Morgen in seinem Schlafsack aufwachte. Er war ganz steif von dem unbequemen Nachtlager auf dem harten Strand, und außerdem war ihm Sand in Augen und Mund geraten.

Er sah auf die Uhr. Sechs. Dann also raus. Er räkelte sich und kroch aus dem Schlafsack.

Die beiden anderen waren schon auf. Peter hockte vor dem Taubenkäfig und streichelte Cäsar, während er ihm Futter gab. Bob bot Justus Krapfen und einen Beutel Milch an.

Justus zögerte. Warum nicht, dachte er dann. Ein einziger Krapfen macht ja nicht gleich dick. Und er brauchte Energie. Langsam trank er die Milch. Das half, den Sandgeschmack herunterzuspülen.

Zehn Minuten später hatten die Jungen alles wieder zusammengepackt. Justus half Peter, Cäsars Käfig in das Mulltuch einzuschlagen und es mit Klebeband zu befestigen. Dann schnallten sie den Kasten auf den Gepäckträger von Justus' Fahrrad. Bob hängte einen Sportbeutel an seine Lenkstange.

Die zusammengerollten Schlafsäcke auf den Fahrradlenkern balancierend, fuhren sie langsam bis zur Tankstelle vor, wo Peter mit dem netten Tankwart übereinkam, daß sie ihre Sachen ein paar Stunden dalassen konnten.

Dann stiegen sie wieder auf und fuhren knapp einen Kilometer weiter bis zur Austernzucht. Justus hatte sich am Vortag einen guten Platz für sein Vorhaben gemerkt. Nachdem sie in eine scharfe Kurve eingefahren waren, verliefen die beiden Fahrbahnen nun durch einen breiten Grünstreifen getrennt, und rechts an der Böschung, an der dem Meer abgewandten Seite, wuchs dichtes Gestrüpp.

Die Jungen fuhren von der Straße ab und versteckten ihre Räder in dem hohen Grünzeug. Justus hob Cäsars eingehüllte Behausung vom Gepäckträger und stellte sie an einer verborgenen Stelle im Schatten ab. Bob hängte sich den Sportbeutel um, und alle drei nahmen die Fahrradpumpen mit. Dann gingen sie zu Fuß vollends um die Kurve und ließen sich neben der Fahrbahn nieder.

Bob öffnete seinen Beutel und nahm einen großen Plastiksack voller Luftballons in allen Größen und Farben heraus. Er teilte die Ballons aus – zwanzig Stück für jeden – und die drei machten sich ans Werk. Mit den Fahrradpumpen füllten sie sie prall und verknoteten flink die Enden. Bald hatten die Jungen eine

Riesenmenge großer, leuchtend bunter Ballons, die sich am Straßenrand zu einem Berg türmten.

Es kam Justus sehr gelegen, daß auf der Straße nicht ein einziges Auto vorbeigekommen war, seit sie mit den Ballons beschäftigt waren. So früh am Morgen herrschte auf dieser Strecke kaum Verkehr. Und ein günstiger Zufall war es auch, daß der Tag vorläufig ganz windstill war.

Bob öffnete seinen Beutel noch einmal und holte ein zusammengefaltetes weißes Spruchband heraus, das er am Vorabend nach Justus' Anweisung angefertigt hatte. Die Jungen spannten es zwischen zwei Sträuchern neben der Straße aus. In großen roten Buchstaben stand darauf:

HELFEN SIE UNSEREN GEFIEDERTEN FREUNDEN
KAUFEN SIE EINEN BALLON

Justus blickte zurück zu der engen Kurve in der Straße, etwa zwanzig Meter weiter hinten, dann sah er an einem kleinen Erdhügel auf der Böschung hoch, wo Unkraut und Gebüsch richtig wucherten.

»Du versteckst dich da oben«, wandte er sich an Bob. »Von da aus kannst du Peter und mich sehen. Hast du dein Taschentuch?«

»Klar.« Bob zog es aus der Jeanstasche. »So werde ich es schwenken, Peter«, sagte er. »Immer vor und zurück. Dann weißt du, daß du ihn beruhigt weiterfahren lassen kannst.«

Peter nickte widerstrebend. Ihm war ziemlich mulmig. Hoffentlich konnte er die Sache durchziehen, ohne daß Kyoto einen Wutanfall bekam. Immerhin könnte der junge Japaner doch Karate-Kämpfer sein – bestimmt hatte er den schwarzen Gürtel. Wenn Kyoto sich vom Schrottplatz her an ihn erinnerte und es ihm dämmerte, daß Peter ihn austricksen wollte, könnte er losschlagen und ihn in ein paar Sekunden mit bloßen Händen fertigmachen.

Peter nahm die Sonnenbrille seines Vaters aus der Tasche und

setzte sie auf. »Und woran merke ich, daß er kommt?« fragte er mit gepreßter Stimme.

»Drei Pfiffe bedeuten, daß der Transporter gerade in Sicht kommt«, erklärte Justus. »Und wenn er dann an mir vorüber ist, pfeife ich noch zweimal. Klar?«

»Klar.«

Die Unsicherheit in Peters Stimme blieb Justus nicht verborgen. Er wußte genau, daß Peter die schwierigste Rolle in dem Plan zukam, den er sich ausgedacht hatte, und am liebsten hätte er sie selbst übernommen. Aber Justus hatte Kyoto eben an jenem Tag auf dem Schrottplatz die meiste Zeit gegenüber gestanden. Wen er am ehesten wiedererkennen würde, das war Justus.

»Immer lächeln, Peter«, versuchte er seinen Freund zu ermutigen. »Immer lächeln und drauflosquasseln.«

»Was sag' ich bloß?«

»Irgendwas«, meinte Justus. »Es spielt gar keine Rolle. Er kann ja kein Englisch, also versteht er überhaupt nicht, was du von dir gibst.«

»Klar«, meinte Peter wieder. Aber mulmig war ihm immer noch.

Justus sah auf die Uhr. »Gleich ist es soweit«, stellte er fest. Bob stieg auf den kleinen Hügel, legte sich dort ins Gebüsch und hielt das Taschentuch bereit.

Justus ging zurück zu der Stelle, wo sie die Fahrräder gelassen hatten, und versteckte sich am Fahrbahnrand im Gebüsch. Er legte eine Hand auf den Käfig neben sich und spürte, wie Cäsar sich unter dem Stoff bewegte.

Peter blieb an Ort und Stelle, neben dem gewaltigen Berg Luftballons. »Helfen Sie unseren gefiederten Freunden«, murmelte er mit einem Blick auf das große, rotbeschriftete Spruchband. »Hab' ja gar nichts gegen euch, ihr gefiederten Freunde. Aber wer hier wirklich Hilfe braucht, das bin ich!«

Obwohl es recht kühl war und er ganz still lag, spürte Justus, wie ihm Schweißpfropfen über die Wangen liefen und ihn an der

Nase kitzelten. Er war in Sorge wegen Peter, und überdies konnte er von hier aus nicht eingreifen. Beide Freunde waren jetzt außer Sicht. Justus behielt die Straße zur Linken unverwandt im Blick und wartete auf den grünen Transporter.

Fünf Minuten. Zehn Minuten. Schon bildete er sich allmählich ein, der Wagen würde ausbleiben. Irgend etwas hatte Kyoto an diesem Morgen von seiner Fahrt zum Arbeitsplatz abgehalten . . . Beim Gedanken an Peter wünschte sich Justus fast, der Wagen möge gar nicht kommen.

Und dann tauchte er plötzlich auf und rumpelte heran. Justus steckte die Finger in den Mund und piff dreimal.

Schon war der Transporter vorüber. Justus piff noch zweimal. Sobald der Wagen um die Kurve und außer Sicht war, sprang der Erste Detektiv auf und lief ihm auf dem Randstreifen hinterher, den Käfig an sich gedrückt.

Peter hatte die ersten drei Pfiffe gehört. Er drückte mit ausgebreiteten Armen gegen den Ballonberg und schob die ganze Masse vor sich her auf die Fahrbahn. Als er die beiden nächsten Pfiffe hörte, steckte er bis zum Hals in Ballons. Emsig bemüht, die Dinger zusammenzuhalten, stapelte er sie zu einem hüpfenden, bunten Wall quer über die Fahrbahn.

Er hörte den Transporter herankommen. Und nun fuhr der Wagen langsamer. Ein paar Meter vor der Ballon-Barrikade, die Peter aufgebaut hatte, kam er gezwungenermaßen zum Stehen.

Kyoto lehnte sich aus dem Fenster und schrie auf japanisch etwas zu Peter herüber. Peter reagierte nicht. Er tat so, als versuche er die Ballons aus dem Weg zu räumen, aber in Wahrheit war er darauf bedacht, daß keine Lücke in der Barriere entstand und der Transporter nirgends durchfahren konnte, wenn er nicht rettungslos in ein quirlendes Meer bunter Ballons eintauchen wollte.

Kyoto stieg aus dem Führerhaus und kam auf Peter zu. Er blieb stehen und sah ihn verdutzt an. Mit dem Fuß kickte er gegen den nächsten Ballon. Es war eine lange grüne Riesenwurst. Sie

schnellte hoch und stupste Kyoto gegen die Nase. Kyoto sagte etwas Unverständliches und stieß den Ballon von sich.

Peter setzte ein bemühtes Lächeln auf. »Helfen Sie unseren gefiederten Freunden«, wandte er sich an Kyoto. »Kaufen Sie einen Ballon.«

Kyoto murmelte etwas auf Japanisch.

Peter lächelte unentwegt. Einfach drauflosquasseln, hatte ihm Justus eingeschärft. Das Problem war nur, daß ihm rein gar nichts einfiel, und daß sich sein Gesicht so anfühlte, als sei es schon seit Stunden zu diesem idiotischen Grinsen gefroren. Plötzlich hatte Peter eine Erleuchtung. Es war ein altes Kampflied der Gewerkschaften, das sein Vater manchmal sang, wenn er sich als Heimwerker betätigte.

»Wir werden nicht wanken«, teilte Peter Kyoto hoffnungsvoll mit, »und weichen.« Er räusperte sich und lächelte unbeirrt weiter. »Wir werden nicht wanken und weichen. Wie der starke Baum fest am Ufer steht, so werden auch wir nicht weichen.« Kyoto kickte nach einem anderen Ballon, diesmal war es ein runder gelber. Er stieg in die Luft und ließ sich dann auf den anderen nieder, wodurch die Barriere noch ein Stück höher wurde.

»Wir stehen zusammen und kämpfen vereint«, erklärte Peter mit gewinnendem Lächeln und wies auf das Spruchband mit den »gefiederten Freunden«. »Wir werden nicht weichen. Wir stehen zusammen und . . .«

Justus war inzwischen auf dem Randstreifen bis auf zehn Meter an das Heck des stehenden Fahrzeugs herangekommen. Nun tauchte er auf der Straße auf. Geräuschlos lief er die letzten paar Meter in seinen Turnschuhen. Schwierig war es jetzt nur noch, die Hecktür zu öffnen, ohne daß Kyoto es merkte. Er dankte seinem guten Stern, daß der Japaner den Motor nicht abgestellt hatte.

». . . kämpfen vereint. Wir werden nicht weichen.« Peters Stimme wurde höher, nun doch ein wenig verzagt. Kyoto fummelte in seiner Hosentasche herum. Was sollte denn das?

Peters Lächeln war schon ganz verkrampft. »Wie der starke Baum fest am Ufer steht«, fuhr er hastig fort.

Justus streckte die Hand aus und drückte langsam und vorsichtig den Türgriff am Heck des Transporters herunter. Es quietschte. Es war nur ein leises Quietschen, aber für Justus klang es wie ein lauter, langgezogener Schrei. Er zog die Tür auf.

In seinem Versteck auf dem Hügel sah Bob, wie Justus sich vorbeugte und in den Laderaum spähte. Er umklammerte den Zipfel seines Taschentuchs fester.

Justus sah im Laderaum, was er erwartet hatte: den quadratischen Kasten mit der Mullbespannung. Er stellte seinen eigenen Kasten daneben und hob den anderen behutsam heraus. Kyotos Kiste an die Brust gedrückt, rückte er Cäsar in seinem zum Verwechseln ähnlichen Behältnis an die freigewordene Stelle.

»Wir werden nicht weichen . . .« Peter brach ab. Die Stimme versagte ihm.

Kyoto hatte ein Messer aus der Tasche gezogen. Er klappte die lange, scharfe, glänzende Klinge auf.

Justus streckte die Hand aus, um die Hecktür zu schließen. Plötzlich gab es einen lauten Knall. Justus machte einen Satz – ihm war, als sei unmittelbar unter seinen Füßen etwas explodiert. Die Taube im Käfig gab einen erschreckten Piepser von sich. Justus landete auf festem Boden, stand mucksmäuschenstill und wartete.

Noch einmal knallte es.

»Wir werden nicht weichen«, wiederholte Peter mühsam.

Kyoto watete mitten in die aufgetürmten Luftballons hinein. Mit seinem Messer hieb und stach er um sich, bis sie einer nach dem anderen zerplatzten.

»Die Gemeinschaft gibt uns Kraft«, brüllte Peter den Japaner mit groteskem, erstarrtem Lächeln an. »Wir werden nicht weichen. Die Gemeinschaft gibt uns Kraft . . .«

Justus schloß behutsam die Wagentür. Er vergewisserte sich,

daß das Schloß eingeschnappt war. Dann entfernte er sich rückwärtsgehend, Kyotos Kasten fest an sich gedrückt.

»Wir werden nicht weichen!« Peter lief zwischen seinen Ballons umher wie eine Gluckhenne, die ihre Küken vor dem Fuchs beschützen will. Wie er hierhin und dorthin flitzte, nach Ballons griff und »Wir werden nicht weichen« rief, spähte er immer wieder verzweifelt nach dem kleinen Hügel aus, wo Bob auf dem Posten war.

Kyoto hieb und stach noch immer auf die Ballons ein. Nun hatte er schon fast die Hälfte zur Strecke gebracht.

Bob sah, wie Justus sich rückwärts von dem Transporter entfernte. Jetzt wirbelte der Erste Detektiv herum, lief noch ein paar Schritte und ließ sich dann ins Gebüsch am Straßenrand fallen.

Bob setzte sich auf und schwenkte wie wild sein Taschentuch hin und her.

»Wie der starke Baum . . .« quälte sich Peter hoffnungslos ab. Da erblickte er das Signal. Ganz erschöpft, aber gleichzeitig erleichtert, sah er Kyoto die allerletzten Ballons aufspießen. Teilnahmslos sah er den Japaner zu seinem Wagen zurückgehen, einsteigen und sich hinters Lenkrad setzen.

Peter stolperte zum Straßenrand, setzte sich auf die Böschung und sah den Transporter über die schlaffen bunten Ballonhäute rollen. Er seufzte tief und ließ den Kopf auf die Knie sinken.

Justus schlüpfte mit Kyotos Kasten aus dem Gebüsch hervor und ging auf Peter zu. Er hatte es geschafft – er hatte seinen Plan verwirklicht und die Tauben vertauscht. Doch er war bei weitem nicht mit sich zufrieden. Peter, das war ihm klar, war immerhin die schwierigere, gefährlichere Aufgabe zugefallen, er hatte den Wagen gestoppt und ihn lange genug aufgehalten, um Justus den Austausch zu ermöglichen.

»Alles klar?« fragte er seinen Freund, als auch Bob den Hügel herunterkam und zu ihnen trat. »Das hast du phantastisch gemacht, Peter. Alles klar bei dir?«

Peter drehte langsam den Kopf von einer Seite zur anderen. »Mann, das war ein Ding«, sagte er leise. »Als der plötzlich das Messer zog. Mein Nervenkostüm ist fürs Leben geschädigt.« Er sah zu Justus auf. »Wie bei diesem Poe in seinem Rabengedicht – nimmermehr. Nimmermehr!«

Spannung bis zum Ende

Justus stand ganz niedergeschlagen am Straßenrand. Es tat ihm aufrichtig leid, daß er Peter diesen Nervenkitzel zugemutet hatte. Und Bob desgleichen. Aber ein kleines, erhebendes Gefühl des Triumphs gestattete der Erste Detektiv sich dann doch.

»Immerhin hat es funktioniert«, äußerte er. »Kyoto ist zur Austernzucht losgefahren, und hinten im Transporter sitzt Cäsar.« »Na schön.« Peter seufzte. »Es hat funktioniert. Und was kommt jetzt?«

Justus riß bereits das Klebeband ab und zog die Bespannung zurück. Der quadratische Käfig kam zum Vorschein.

»Hilf mir mal, Bob, ja?«

Zusammen öffneten sie die Klappe und hoben behutsam die Brieftaube heraus. Bob hielt sie in beiden Händen, während Justus einen breiten Streifen aluminiumbeschichtetes Klebeband und eine Karte der drei ??? aus seiner Tasche zog. Er faltete die Karte und knickte die Folie sorgfältig darüber. Dann befestigte er das Band um ein Bein der Taube.

»Möchtest du sie auflassen, Peter?« fragte Justus. Er fand, Peter müsse nun etwas zu tun bekommen, damit er nicht vollends durchdrehte.

Der Zweite Detektiv nickte, und Bob gab ihm die Taube. Peter stand auf, hielt den Vogel hoch und streichelte seine Federn

sacht mit den Fingerspitzen. »So, Zeit zum Heimfliegen«, sagte er. Er sandte die Taube mit einem sanften Schwung in die Luft. Einige Sekunden lang flatterte und kreiste sie über ihren Köpfen. »Sie orientiert sich erst mal«, erklärte Peter. »Aber nun geht's los. Da!«

Er hatte recht. Die Taube schoß los wie eine Rakete, längs der Küste in die Richtung, aus der die drei ??? gekommen waren.

Fast zwei Stunden später schoben die drei ??? ihre Fahrräder in den Schrottplatz. An der Tankstelle auf dem Weg hatten sie ihre Sachen abgeholt, allerdings konnten sie mit den unhandlichen zusammengerollten Schlafsäcken nur ganz langsam radeln.

»Da seid ihr ja endlich«, wurden sie von Tante Mathilda begrüßt. »Ich dachte schon, ihr wolltet auch noch den Tag über am Strand bleiben. Onkel Titus hat gerade das Material hier angefahren . . .«

Onkel Titus hatte eine Ladung alter Scharniere mitgebracht. All das Zeug mußte nun sortiert und gelagert werden.

Justus stöhnte. Ganz ungelegen kam es ihm allerdings nicht, daß es nun etwas Handfestes zu tun gab. Es war noch nicht einmal zehn Uhr. Scharniere zu sortieren, würde den drei ??? die Zeit vertreiben und lieferte ihnen einen guten Grund, sich auf dem Schrottplatz aufzuhalten.

In angespannter Ungeduld machten sich die Jungen ans Werk. Mit den Gedanken und manchmal auch mit den Blicken waren sie am Himmel oben. Gewissermaßen mit gespitzten Ohren lauerten sie auf das Flattern von Taubenflügeln.

Um halb zwölf fuhr Onkel Titus Tante Mathilda zum Einkaufen in die Stadt. Justus wußte, daß sie nicht vor zwei Uhr zurückkommen würden. Bis dahin hatten also die drei Jungen das Gelände für sich allein.

Allmählich nahmen sie es mit ihrer Aufgabe nicht mehr so genau. Die Arbeit ging ihnen immer langsamer von der Hand. Gegen Mittag gaben sie das Sortieren der Scharniere endgültig auf. Sie setzten sich in Justus' Freiluft-Werkstatt auf den Boden,

reckten die Häse und beobachteten den Himmel. Sie warteten. Justus sah alle nasenlang auf die Uhr. Einmal sprang Peter auf, als oben eine Schwalbe vorbeiflitzte; ganz belämmert setzte er sich wieder.

»Natürlich wissen wir nicht genau, wann Kyoto Cäsar auflassen wird.« Justus redete, um sich und auch die beiden anderen abzulenken. »Vielleicht ist er vorher erst zu Mittag, oder . . .« Er brach ab. Peter war wieder auf den Beinen. Und dann sah ihn auch Justus – den schönen, schlanken, glänzenden Vogel, der hoch über ihnen einschwebte und nun Kreise zog.

»Das ist Cäsar!« Peter winkte der Taube zu. »Cäsar«, rief er. »Cäsar! Cäsar!«

Dicht über dem Boden kam der Vogel angesegelt, bremste seinen Flug mit einem Rückschlag der Flügel und landete elegant mitten in der Werkstatt.

Peter war als erster bei der Taube. Er nahm sie mit beiden Händen auf und kraulte sie sacht an der Kehle.

»Cäsar«, flüsterte er dankbar. »Guter alter Cäsar. Du bist heimgekommen.«

Justus war schon dabei, die Beine der Taube zu untersuchen. »Phantastisch«, stieß er aufgeregt hervor. »Seht doch!« Behutsam löste er den dünnen Streifen Metallfolie von Cäsars Fessel. Er entfaltete ihn, holte heraus, was sich darin verbarg, und zeigte es den Freunden.

Eine große, schimmernde Perle.

»Das ist ja wohl beweiskräftig genug«, meinte Justus. Er hielt die Perle zwischen den Fingern hoch. »Unsere ganze Theorie über Kyoto und Parker Frisbee und die Taube mit der fehlenden Zehe und . . .«

»Gib das mal mir.«

Die Stimme kam vom Eingang zur Werkstatt.

Die drei ??? fuhren herum.

Da stand ein Mann in der Öffnung zwischen den hohen Schrottstapeln, die an die Werkstatt grenzten. Er trug einen schweren schwarzen Regenmantel und eine dunkle Brille. Von

seinem Gesicht war kaum etwas zu erkennen, denn ein schwarzer buschiger Vollbart und Schnauzbart bedeckten es fast ganz. Langsam, die rechte Hand ausgestreckt, kam er auf die Jungen zu. Er hielt eine Pistole mit langem, vernickeltem Lauf.

Peter bildete sich ein, die Waffe sei direkt auf ihn gerichtet. Da versagten ihm nach all den Belastungen des Tages die Nerven. Instinktiv wich er zur Seite aus, an den Zaun.

Nun ging der Mann auf Justus los. »Gib sie her«, verlangte er. »Die Perle da.«

Justus blieb glücklicherweise ruhig, weil er die Pistole gar nicht ansah. Er schaute auf die Füße des Mannes. Ohne eine Sekunde zu zögern, steckte er die Perle in den Mund und schob sie mit der Zungenspitze zwischen Zähne und Wange.

»Einen Schritt näher, und ich schlucke sie runter«, verkündete der Erste Detektiv mit etwas undeutlicher, aber überraschend gefaßter Stimme.

Die Hand des Mannes zitterte. Wie in jäher Panik stürzte er sich auf Justus und griff nach seiner Kehle, als wolle er die Perle mit Gewalt an sich bringen.

Bob hechtete los und versuchte den Mann an den Schultern zu packen, um ihn von Justus wegzuziehen.

Peter wich noch einen Schritt zurück und wäre fast über einen Besen gestolpert.

Mit einer Hand hielt der Mann Justus an der Kehle gepackt, mit der anderen wehrte er Bob hinter sich ab, indem er ihm den Kolben der Waffe gegen die Brust stieß. Bob zuckte vor Schmerz zusammen, krallte sich aber unbeirrt an der Schulter des Mannes fest.

Justus zappelte und schlug um sich, während sich der eiserne Griff des Mannes um seine Kehle noch verstärkte. Aber er hielt den Mund geschlossen, und die Perle steckte sicher hinter seiner Wange.

»Runter, Bob!« schrie da Peter.

Der Zweite Detektiv hatte sich wieder gefaßt. Bob bückte sich gerade noch rechtzeitig, als Peter den Besen in weitem Bogen

durch die Luft schwang und ihn dem Mann mit Wucht ins Genick sausen ließ.

Der Mann brach in die Knie. Die Pistole entglitt seiner Hand. Auch die dunkle Brille fiel zu Boden.

»Na schön, es klappt eben nicht immer«, sagte er nach kurzer Zeit. Die Wirkung seiner Worte war ausgesprochen komisch, denn sobald er den Mund wieder zugemacht hatte, zwinkerte er heftig. Er konnte auch nicht aufhören zu zwinkern, als Justus sich bückte und die Pistole aufhob.

»Ist sie geladen?« fragte der Erste Detektiv.

»Nein. Natürlich nicht. Ich hab' eine Heidenangst vor Schießereien.«

Das rechte Auge des Mannes öffnete und schloß sich nun in einem regelrechten Zwinkerkrampf. Man sah, daß er nichts dagegen tun konnte. Es war ein nervenbedingter Tick. Er rappelte sich langsam auf und trat auf Justus zu. Peter hob sogleich wieder den Besen.

»Laß mal«, wehrte der Mann ab. »Ich hab' das alles sowieso satt bis obenhin. Ich hätte so etwas nie angefangen, nur hatte ich beim Pferdewetten verloren und mußte irgendwie schnell zu Knete kommen.«

»Es hätte sich für Sie vielleicht eher gelohnt, wenn Maureen Melodys Habichte es nicht verhindert hätten«, sagte Justus.

»So gesehen, haben wir wohl Glück gehabt, daß Ihre Taube mit unserer Karte am Bein den Flug über Miss Melodys Wald heute unbehelligt geschafft hat.«

Der Erste Detektiv nahm die Perle aus dem Mund und verwahrte sie sorgsam in der Tasche. Eigentlich tat ihm der Mann leid. Er sah so verängstigt und verschwitzt aus in seinem schweren schwarzen Regenmantel. Und es war bestimmt mächtig unbequem, an einem so heißen Tag all das buschige Haar im Gesicht zu tragen.

»Warum nehmen Sie das Ding nicht ab?« schlug er mitfühlend vor. »Den falschen Bart, meine ich.«

»Schön, ist ja auch egal jetzt«, stimmte Blinky zu.

Ohne Bart wirkte er ungeschützt und hilflos. Und mit Parker Frisbee war nun keine Verwechslung mehr möglich, schon gar nicht, als ihm Justus aus dem Regenmantel geholfen hatte und sich zeigte, daß Blinky viel magerer als Frisbee war.

Da stand er nun im Sonnenlicht und zwinkerte unablässig, während Bob und Peter ihn bewachten und Justus zum Telefon in der Zentrale ging, um Hauptkommissar Reynolds vom Polizeipräsidium die ganze Geschichte zu erzählen.

Alfred Hitchcock hat ein Problem

»Blinky hat ein Geständnis abgelegt, und Kommissar Reynolds hat alle drei festgenommen«, berichtete Justus. »Parker Frisbee und Kyoto und Blinky kamen hinter Schloß und Riegel. Frisbee und Kyoto sind allerdings jetzt gegen Kautions auf freiem Fuß. Nur Blinky sagt, er wolle lieber im Gefängnis bleiben, da werde er nicht zum Wetten verleitet. Vermutlich ist ihm auch nicht sehr wohl bei der Vorstellung, daß sich Frisbee und Kyoto für sein Absahnen bei ihrer Perlenklauerei rächen könnten.«

Die drei ??? saßen im Arbeitszimmer des großen Regisseurs in den Universum-Studios. Sie hatten ihm die ganze Geschichte mit den Perlen und Tauben vorgetragen. Alfred Hitchcock hörte aufmerksam zu – allerdings blickte er immer wieder auf seine Armbanduhr, was sonst nicht seine Art war – und stellte zwischendurch die eine oder andere Frage.

»Wie hat Blinky durchschaut, was die beiden anderen da trieben?« forschte er nach.

»Er hat früher für Parker Frisbee gearbeitet«, erklärte Bob. »Er versorgte seine Tauben und half auch im Laden aus. Bis Frisbee ihn hinauswarf, weil er einen Griff in die Kasse getan hatte.

Aber inzwischen hatte Blinky genug von Frisbees MACHENSCHAFTEN mitbekommen und wußte, daß er aus illegaler Quelle Zuchtperlen bezog.«

»Und nachdem Blinky bei Frisbee rausgeflogen war«, fuhr Peter fort, »beschattete er den Juwelier, bis er sich ganz genau zusammenreimen konnte, was der trieb.«

»Schön schlau – in Kyotos Transporter Brieftauben zu befördern.« Alfred Hitchcock nahm seine Uhr ab und legte sie vor sich auf den Schreibtisch. Hatte er eigentlich jemals eine Armbanduhr getragen? Justus konnte sich nicht erinnern. Und eine Digitaluhr paßte nach Ansicht des Ersten Detektivs nicht so recht zu Stil und Auftreten des Filmemachers.

»Und das brachte Blinky auf die Idee, daß er in dieses Spiel selbst einsteigen könnte. Alles, was er brauchte, waren ein paar eigene Brieftauben. Stimmt's, Justus?«

Der Erste Detektiv nickte. »Zwei Umstände kamen Blinky zugute. Einmal war Parker Frisbee ein kluger Geschäftsmann und nicht allzu habgierig. Er stellte nur alle paar Tage eine Taube in den Transporter. Meistens an den gleichen Wochentagen. Manchmal morgens, manchmal am Vorabend. Sicherheitshalber sah Kyoto eben jeden Tag in seinem Wagen nach, ob eine Taube darin war. Frisbee hatte mit Kyoto so wenig Kontakt wie möglich. Er entlohnte ihn einmal im Monat, indem er einen Umschlag mit Bargeld unter die Stoffbespannung des Taubenkäfigs legte. So brauchte er Kyoto gar nicht aufzusuchen und riskierte nicht, mit ihm gesehen zu werden . . .«

»Bis dann doch einmal etwas schiefging«, warf Bob ein. »Zum Beispiel, als wir mit Cäsar im Juwelierladen aufkreuzten. Da mußte Frisbee Kyoto informieren. Und deshalb sahen wir an jenem Tag Frisbee aus Kyotos Haus kommen.«

»Und dann lud er euch alle zu einem delikatzen japanischen Essen ein.« Alfred Hitchcock nahm die Uhr zur Hand und betrachtete sie kritisch. Dann schüttelte er den Kopf und legte sie wieder hin. »Und was war der andere Umstand zu Blinkys Gunsten, Justus?« fragte er.

»Die Tatsache, daß Kyoto Japaner war«, antwortete Justus. »Für Kyoto sahen kleine, stämmige Amerikaner mit buschigen schwarzen Vollbärten natürlich alle gleich aus – insbesondere wenn er einen solchen Mann aus größerem Abstand unter seiner Verandabeleuchtung sah. Mit einem falschen Bart und einem schweren, steifen Regenmantel, der ihn massiger aussehen ließ, konnte Blinky zu Kyotos Haus kommen und seine eigenen Tauben in den Transporter stellen, und Kyoto hielt ihn glatt für Frisbee.«

»Solange er sich dazu die Tage aussuchte, an denen Frisbee selbst keine Taube anbrachte.« Mit skeptischem Blick legte Mr. Hitchcock seine Armbanduhr wieder an.

»Genau«, bestätigte Justus. »Und das ging auch eine ganze Weile gut. Für Blinky lief die Sache bestens. Nun bekam er seine eigenen Brieftauben mit einer Perle am Bein zurück. Bis Maureen Melodys Habichte schließlich seine Vögel abfingen und töteten.«

»Ich nehme an, aus seiner Zeit bei Frisbee kannte er Miss Melody oder wußte zumindest, wer sie war.« Geistesabwesend zupfte Alfred Hitchcock an seiner Manschette, bis sie die Uhr an seinem Handgelenk bedeckte. »Und er sagte sich genau wie ihr, daß seine Tauben auf dem Heimweg nach Santa Monica zwangsläufig über ihren Wald flogen. Also ergriff er Gegenmaßnahmen und vergiftete ihre Habichte.«

»Und dann ging für Blinky noch etwas anderes schief.« Justus wandte sich an Bob. »Das erzählst du besser. Du hattest ja die frische Farbe am Briefkasten bemerkt, und das hat uns ein gutes Stück weitergebracht.«

»Blinky war an dem Tag, als wir ihm im ›Seahorse‹ begegneten, in ganz großen Schwierigkeiten«, berichtete nun Bob weiter. »Er hatte beim Buchmacher Schulden gemacht und war völlig am Boden. Am Morgen war er zu Kyotos Haus gegangen, um seine Taube in den grünen Transporter zu stellen. Und da stand kein Transporter. Das Haus war abgeschlossen. Kyoto war umgezogen. Also beschloß Blinky, an der Straße auf ihn zu

warten und ihm auf der Rückfahrt von der Arbeit zu folgen. Die Taube mit der fehlenden Zehe hatte er noch immer bei sich, aber er war so aufgereggt, daß er sie ganz vergaß, als er aus dem Lokal lief, um Kyotos Transporter nachzufahren.«

»Hier ist mir verschiedenes nicht klar.« Mr. Hitchcock hielt sich seine Uhr ans Ohr, ließ sie dann aber gleich wieder unter der Manschette verschwinden. »Was tat Blinky dann? Warum tauschte er seine Taube mit den zwei Zehen auf dem Schrottplatz gegen Cäsar aus?«

»Darüber wissen wir nur das, was Blinky beim Kommissar zu Protokoll gegeben hat«, erwiderte Justus. »Er verfolgte Kyoto bis zu seiner neuen Adresse. Um sich zu vergewissern, daß Kyoto nun tatsächlich dort wohnte, beobachtete er am Abend das Haus. Wenig später sah er Frisbee ankommen und seinen wohlbekanntem Kasten in den Laderaum von Kyotos Transporter stellen. Damit hatte Blinky nicht gerechnet. Es war nämlich keiner von Frisbees üblichen Tagen. Aber Frisbee hatte in dieser Woche umdisponiert, weil Kyoto am Tag zuvor wegen des Umzugs am Arbeitsplatz freigenommen hatte. Wie Bob sagte, war Blinky völlig am Boden. Er wartete, bis in Kyotos Haus das Licht ausging, und dann stahl er Frisbees Taube aus dem Transporter. Er hatte vorher schon die Kellnerin im ›Seahorse‹ angerufen und erfahren, daß wir mit dem Kasten, den er vergessen hatte, weggegangen waren. Also kam er nun zu uns, um ihn sich wieder zu holen.«

»Und irgend jemand hatte ihm gesagt, wo ihr zu finden seid, nämlich auf dem Schrottplatz der Firma Jonas.« Der Regisseur zog die Schreibtischschublade auf, holte etwas heraus und legte es behutsam vor sich hin. Es war eine schöne, alte goldene Taschenuhr.

»Da hatte Blinky ja nun Glück gehabt«, sagte Peter. »Hier stand seine Taube mit der fehlenden Zehe auf diesem Schrottplatz, in einem großen schönen Taubenhaus aus Maschendraht. Nur warf sich für ihn nun das Problem auf: Was sollte er mit Cäsar, Frisbees Taube, machen?«

»Auflassen konnte er ihn ja nicht einfach«, warf Justus ein, »sonst wäre Cäsar schnurstracks noch am selben Abend zu Parker Frisbee heimgefliegen. Und Frisbee wäre dann natürlich zu Kyoto gegangen, um nachzuforschen, was da schiefgelaufen war.«

»Also ließ er Cäsar bei euch in eurem Taubenhaus«, stellte der Regisseur fest. »Und seine eigene Taube mit der fehlenden Zehe steckte er in Frisbees Käfig und stellte diesen wieder in Kyotos Transporter.«

»So war es«, bestätigte Justus. »Und dann ging Blinky nach Hause, um auf seine Taube und seine Perle zu warten. Nur kam sein Vogel am nächsten Tag um die Mittagszeit nicht zurück. Miss Melodys Habichte hatten ihm den Garaus gemacht.«

»Jetzt kommt es ein wenig unheimlich«, kündigte Bob an. »Blinky muß in Maureen Melodys Wald gewesen sein und für ihre Habichte Gift ausgelegt haben, und zwar genau zur selben Zeit, als wir sie zum ersten Mal besuchten. Er muß uns gesehen haben, wie wir mit Cäsar in ihr Wohnzimmer gingen. Er muß auch die zahme Elster, Edgar Allan Poe, gesehen haben, wie sie mit einer Perle im Schnabel zum Haus gehüpft kam.«

»Und da verlor er die Nerven.« Mit nachdenklichem Blick betrachtete Mr. Hitchcock die goldene Taschenuhr. »Töricht, dieser Blinky. Er war außer sich. Er war so wütend auf die Elster, daß er sie totschiß.«

»Blinky war noch immer im Waldgelände, als wir wieder gingen«, fuhr Justus fort. »Er sah uns mit Cäsar auf dem Fußweg zum Tor. Und als er uns folgte, muß ihn wirklich die Angst gepackt haben. Denn wir fuhren ja stracks zu Parker Frisbees Juweliergeschäft.«

»Blinkys schwarzes Auto parkte an der Straße, als wir aus dem Laden kamen«, erinnerte sich Peter. »Und Cäsar hatten wir ja immer noch dabei.«

»Da begriff Blinky wohl überhaupt nichts mehr«, meinte Alfred Hitchcock. »Er konnte ja nicht wissen, was ihr Parker Frisbee erzählt hattet oder was ihr von ihm erfahren hattet.«

»Gar nichts hatten wir von Frisbee erfahren«, berichtigte Justus. »Er war viel zu raffiniert und hütete sich, uns zu verraten, daß Cäsar ihm gehörte. Er gab vor, nichts über den Besitzer zu wissen. Und dann versuchte er uns abzulenken, indem er uns weismachte, die Taube sei ein Weibchen und überhaupt keine Brieftaube.«

»Wäre Blinky nur halb so raffiniert gewesen«, meinte Mr. Hitchcock, »dann hätte er ebenfalls die Nerven behalten.«

»Das schaffte der nicht. Das alles machte ihn völlig fertig«, sagte Bob. »Nun wollte er unseren Verdacht auf Frisbee lenken und gleichzeitig Frisbee in Sicherheit wiegen, indem er Cäsar zu ihm zurückschickte. Also rief er uns an, maskierte sich mit dem falschen Bart und dem schweren Regenschirm, überwältigte Justus auf dem Parkplatz und nahm Cäsar mit.«

»Ich muß sagen, da hat er mich hereingelegt«, bekannte Justus. »Es war zwar schon fast dunkel, und sein Gesicht konnte ich nur ganz kurz sehen. Aber ich dachte wirklich, der bewaffnete Mann sei Parker Frisbee. Genau wie ich auch den Angreifer im Wald für Frisbee gehalten hatte.«

»Und wann regte sich bei dir der Verdacht, daß es sich anders verhielt?« wollte der Regisseur wissen. »Wie erkanntest du, daß Blinky sich als Frisbee maskiert haben könnte?«

»Es fiel mir gleich auf, daß der bärtige Mann so schnell die Nerven verlor, als ich ihn im Wald mit meiner Taschenlampe anstrahlte«, antwortete Justus. »Und später fanden wir dort Fußabdrücke, die von Blinky stammen konnten. Aber auf die Zusammenhänge brachte mich dann erst Peter. An dem Nachmittag, als wir uns an der Straße versteckten und die Austernzucht beobachteten, trug Peter eine Sonnenbrille. Mir fiel auf, daß ich seine Augen hinter den Gläsern nicht sehen konnte. Genau das war nämlich der Umstand, der Blinky trotz Verkleidung unweigerlich verraten hätte: sein Zwinker-Tick. Also mußte er stets eine dunkle Brille tragen, um dies zu verbergen, natürlich auch am Abend.«

Alfred Hitchcock nahm seine Armbanduhr ab und legte sie

neben die Taschenuhr. »Und wie geht es Maureen Melody jetzt?« erkundigte er sich. »Hoffentlich ist sie wieder glücklich und zufrieden.«

»O ja.« Peter lächelte. »Immerhin vergiftet keiner mehr ihre Habichte. Nur ist sie enttäuscht darüber, daß Ralph Waldo Emerson ihr keine Perlen bringt. Ich glaube, sie blickt noch immer nicht richtig durch. Mit den Machenschaften eines Kriminellen wie Frisbee ist sie wahrscheinlich hoffnungslos überfordert.«

Alfred Hitchcock nickte. »Dafür habt ihr drei von Anfang an ganz beachtlichen Scharfsinn bewiesen.« Er verstaute die Digitaluhr in der Schreibtischschublade, zog eine goldene Kette aus der Westentasche und befestigte die schöne alte Uhr daran. Befriedigt lehnte er sich im Sessel zurück. »Man hat mir eine moderne Uhr geschenkt«, erklärte er, »und ich versuche seit zwei Tagen, mich daran zu gewöhnen. Offenbar will es mir nicht gelingen.« Liebevoll betrachtete er das große Zifferblatt. »Gleich fünf Uhr. Richtig, da habe ich einen Termin im Kalender, ich muß einen Anruf erledigen.«

Piep-piep-piep-piep . . . drang es aus dem Schreibtisch.

Alle vier lachten schallend. Rasch zog Alfred Hitchcock die Schublade auf und stellte das Signal ab. »Gut für Leute mit schlechtem Gedächtnis«, stellte er fest. »Meines ist zum Glück noch intakt. Meine Termine sind nicht nur hier notiert«, er deutete auf den Kalender, »sondern zur Sicherheit auch noch hier.« Er tippte sich an den Kopf. »Und nun entschuldigt mich bitte.« Lächelnd griff er zum Telefon und nickte den drei ??? zum Abschied zu.